UNA VOCE KORRESPONDENZ

Herausgeber: UNA VOCE Deutschland e.V.

11. Jahrgang, Heft 5 September/Oktober 1981

Die Zukunft der Liturgie

Von Andreas Schönberger

Um die Zukunft des Gottesdienstes in der Welt des ausgehenden 20. Jahrhunderts ging es bei einem Colloquium im Rahmen einer Arbeitssitzung der Liturgiekommission der Deutschen Bischofskonferenz am 29. und 30. Juni in Trier. „Im Mittelpunkt des Rundgesprächs", schreibt der „Paulinus" vom 12. 7. 81, „standen überraschend aktuelle Gedanken Romano Guardinis, die dieser am Abend des Epiphaniefestes 1953 in einem kleinen Kreis von Freunden vorgetragen hatte. Die bisher unveröffentlichte Niederschrift dieses Vortrages, vorgestellt von Regionalbischof Tewes (München) bildete den Auftakt zu einer lebhaften Aussprache. Hellsichtig hatte Guardini seinerzeit von einer 'Krise von innen' gesprochen, in die die Liturgische Bewegung kommen werde. Auch wenn der Gottesdienst in der Volkssprache gefeiert wurde und 'alles aufs beste gemacht wäre', bleibe die Frage: 'Kann der heutige Mensch die Liturgie reaussieren? Ereigne sich bei aller aktiven Teilnahme wirklich Gebet und Anbetung; gelinge es dem modernen Menschen noch, etwas zu erfahren von der unmittelbaren Nähe Gottes im Gottesdienste?'

Natürlich waren sich die Anwesenden einig, daß Guardini die Zukunft der Liturgie doch zu pessimistisch gesehen habe. Das konnte wohl auch kaum anders sein, nachdem Kardinal Höffner anläßlich des Wechsels im Vorsitz der Liturgiekommission Altbischof Dr. Bernhard Stein in einem persönlichen Brief den Dank des deutschen Episkopates ausgesprochen hatte für dessen „ungewöhnlichen Einsatz, bewunderswerte Zielstrebigkeit und Geduld, mit der dieser 'die Erneuerung des Gottesdienstes' in den deutschen Diözesen vorangetrieben habe..."

Pessimistisch sieht die Zukunft ein anderer Liturgiewissenschaftler, Josef Lengeling, allerdings aus ganz anderen Gründen als Guardini. Die „Una-Voce-Korrespondenz" berichtete in Heft 4/1981 (S. 236-238) über dessen Abschiedsvorlesung, derzufolge es die bösen Traditionalisten sind, „die die Früchte der Reform wieder rückgängig machen wollen". Demgegenüber rief

Lengeling laut „Christ in der Gegenwart" dazu auf, die Liturgiereform und *ihren Fortgang* zu bejahen. Solchem „Fortgang" hat Winfried Blasig ein 1981 bei Kösel, München, erschienenes Buch gewidmet mit dem Titel: „Für einen menschengerechten Gottesdienst — Anregungen zur liturgischen Praxis und zur Fortführung der Liturgiereform". Bei dessen Lektüre würde sich Guardini vermutlich im Grabe herumdrehen. Der „Christ in der Gegenwart" aber bedachte in seiner Beilage „Bücher der Gegenwart" (Frühjahr 1981) das Werk mit folgendem Lob: „In einer kirchlichen Situation, die eher als retardierend beschrieben werden kann, gehört Mut zu einem solchen Buch. (...) *Dabei liegt die Zukunft unserer Liturgie sicher in der hier angezeigten Richtung*" (Hervorhebung durch uns)... Man sollte derartige Orakel des „Christ in der Gegenwart" nicht unterschätzen, wurde doch diese — zumindest kryptoprogressive — Zeitschrift kürzlich sogar von der deutschsprachigen Ausgabe des „Osservatore Romano" (17.7.81) mit dem Nachdruck eines ganzen Aufsatzes aus ihr („Petrusamt: die Standpunkte nähern sich") gewürdigt. Es lohnt sich, an Hand von Blasigs Ausführungen diese „Richtung" ein wenig zu verfolgen. Dabei wird sich schnell herausstellen, wie begründet die von Lengeling gerügten „Reformängste" der traditionsgebundenen Katholiken sind. Dabei wird sich auch zeigen, daß vieles von dem, was in Blasigs Buch unter der Flagge „Zukunft" segelt, mancherorts schon traurige Wirklichkeit ist. In wenigstens zwei Punkten stimmen übrigens Lengeling und Blasig überein. Einmal in der Bewertung der augenblicklichen Entwicklung bei bestimmten kirchlichen Stellen, vor allem in Rom, wozu letzterer meint: „Toleranz und Bereitschaft zu weiteren Fortschritten in der liturgischen Praxis erscheinen durch das Rundschreiben 'Inaestimabile Donum' vom 30. April 1980 allerdings eher behindert als gefördert. Hier wie anderwärts scheint gerade den Leuten in den kirchlichen Zentralstellen der Weg, den das II. Vaticanum gewiesen hat, zu steil und zu gefährlich geworden zu sein. Das genannte Papier liest sich *fast vorkonziliar* (Hervorhebung durch uns). Das begrenzt natürlich seinen Stellenwert. Von weiterer Entwicklung, etwa zum Letzten Abendmahl hin, ist nirgendwo die Rede." Und zum anderen in der Forderung nach einem „ursprungsgerechten Gottesdienst", wie sie bereits am Schluß des Zitats von Blasig zum Ausdruck kommt. Darüber hinaus meint dieser, die offizielle Liturgiereform habe sich von vorneherein zu wenig an den Zielvorstellungen „menschengerecht" und „mitvollziehbar" orientiert. Zu oft habe die Berufung auf spätantike liturgische Praktiken über andere Zielvorstellungen obsiegt. „Hätte man der ältesten liturgischen Praxis der Kirche, wie sie sich z.B. im Lukasevangelium darstellt, der größeren Anciennität wegen auch das größere Gewicht beigemessen, so müßte sich die reformierte Liturgie anders dar-

stellen, nicht 'ursprungsgerechter', sondern ...auch 'menschengerechter'." [1]

Einen wesentlichen Verstoß gegen die „Ursprungsgerechtigkeit" der Liturgie sieht Blasig darin, daß die Instruktion über „Feier und Verehrung des Geheimnisses der Eucharistie" vom 25. 5. 67 die Beziehung zu Jesus an die erste Stelle setze. Sie werde beschrieben als Beziehung mystischer Einheit, als Erinnerung und mystische Lebensgemeinschaft (mit Jesus). Die Beziehung der *Nachfolge* dagegen, auf die insbesondere Jesus selbst gezielt habe, komme in diesem Zusammenhang nicht vor. Er meint: „Eine Liturgie, der es vor allem um Nachfolge geht, muß beispielsweise von einem Jesus sprechen, dem man auch nachfolgen kann. Der übermenschliche Gottessohn, dessen Taten und Verdienste ohnehin niemand sich zu eigen machen kann, darf nicht so übermächtig im Mittelpunkt stehen, daß an den zur Nachfolge rufenden Menschen Jesus kaum noch zu denken ist." Die „Jesuzentrik" des Winfried Blasig leugnet, wie man sieht, Christi Gottheit zwar nicht ausdrücklich, klammert sie aber sozusagen aus. Ja, die Verwendung des Wortes „Meßopfer" habe in einer Art von Christlichkeit eine große Rolle gespielt, welche die Verehrung Jesu so eindeutig zum Zentrum gemacht habe, daß für die von Jesus geforderte Nachfolge [2] kein entsprechender Platz mehr geblieben sei. „So wenig der zum Leben eingehen wird, der 'Herr, Herr' sagt, so wenig der, welcher 'Opfer, Opfer' ruft.", schreibt Blasig.[3]

[1] In einem kritischen Beitrag zu einem offiziellen „Basisdokument" des Euchristischen Kongresses bemerkt Jean Fournée: „Nichts Wahres, nichts Gültiges mehr seit dem goldenen Zeitalter der Väter. Sie allein hatten verstanden, was die Eucharestie wirklich ist. Seit dem 5. Jahrhundert begann der Irrweg. Vom 12. Jahrhundert an überstürzte sich dann die Dekadenz. Es war das Verdienst der gegenwärtigen Epoche, jener nämlich, die auf das 2. Vatikanum folgte, die richtige und gesunde Eucharestielehre wiederzufinden.
Man könnte meinen, endlich käme der Heilige Geist und flüstere der Kirche die Wahrheit ein, nachdem er sie ein Jahrtausend hindurch (und länger noch, wenn es nach Blasig geht!) ihren Irrwegen völlig preisgegeben hatte...!" (Französische „Una Voce", 98/81).

[2] An anderer Stelle lesen wir: „Um dem Ursprung, dem Stifter unseres Gottesdienstes, möglichst nahezukommen, bestmöglich gerecht zu werden, sollten wir unsere gottesdienstliche Praxis noch in anderer Richtung erweitern. Wir denken ja, wenn wir an Jesus denken, nicht nur an seinen Tod und die Mahlgemeinschaft mit seinen Jüngern; wir denken auch an seine Lehre und an sein heiliges Leben, an die Wunderkraft, die in ihm war. Davon redet zwar jeden Tag neu das Evangelium der Messe, aber dort wird z. B. die Lehre Jesu nicht als Bestandteil der *memoria* interpretiert. Jeweils zu den entsprechenden Festen kommt zwar selbst in den Hochgebeten die eine oder andere *memoria* zum Todesgedächnis hinzu, aber gerade das, was man pauschal als 'Lehre und Leben' bezeichnen kann, ist auch von dieser Art memoria nahezu ausgeschlossen, obwohl Leben und Lehre sicher zentraler zum Gedächtnis Jesu hehören als etwa der *marianische Legendenkreis* (Hervorhebung durch uns).

[3] Wie falsch diese Bewertung der „alten Messe" — sie ist ja hier wohl in erster Linie gemeint — ist (allerdings völlig konform einem gewissen — opferscheuen — Heilsoptimismus), zeigen nachstehende Ausführungen aus Fastenpredigten von Abbé Michel Simoulin, 1981 gehalten in der Kirche Saint-Nicolas-dé-Chardonnet, Paris: *„Ite, Missa est!* Geht, die Messe geht weiter! Das Opfer bleibt gegenwärtig, es ist das Gesetz eurer Existenz. (...) Die Messe ist der Tod und der Sieg Unseres Herrn, unter uns gegenwärtig, damit unser eigenes Sterben und Siegen daraus seinen Wert schöpfe. *Die Messe ist die einzige Quelle jeglicher Heiligkeit* (Hervorhebung durch uns), indem sie unter uns die einzige heilige Opfergabe und die Aufopferung

Überhaupt hat es ihm der Opfercharakter der Messe angetan. Um ihn wegzudiskutieren, scheut er sich nicht, die Instruktion von 1967 falsch zu interpretieren. Sie scheine, so meint er, ein „ursprungsnahes Verständnis — über den liturgischen Status quo hinaus — " zu begünstigen, indem sie die Auslegung der Eucharistie als Opfer, die bisher in der antireformatorischen Eucharistielehre von Trient im Mittelpunkt gestanden hätte, eher am Rande erwähne. Wörtlich: „Diese *neue Gewichtung* (Hervorhebung von uns) ermöglicht es meines Erachtens, unsere Messe sowohl ursprungsgerechter wie menschengerechter zu gestalten." Dabei muß man feststellen, daß die Instruktion den Opfercharakter der Messe nicht nur nicht als Nebensache betrachtet, sondern ihn klar in den Mittelpunkt ihrer Ausführungen unter 3. über die wichtigsten Lehren betreffend das Geheimnis der hl. Eucharistie stellt. Für Blasig dagegen hat die Interpretation (!) der Eucharistie als Opfer zu so vielfältigen Mißverständnissen geführt, daß man für die Praxis der Verkündigung auf diese „Kurzformel", wie er sich ausdrückt, besser verzichten sollte.[4] „Sprechen wir", meint er, „vom Opfer Jesu am Kreuz, von seinem Tod, den er einmal gestorben ist und nicht wieder stirbt' (Röm. 6,9), also auch nicht wiederholt. Was wir nachvollziehen können, er mit uns *mutatis mutandis* nachvollzieht, ist die Feier des *Mahles*, auch des auf seinen Tod hinweisenden Abschiedsmahles. Seines Todes, seines Opfers können wir gedenken, ja, wir

Unseres Herrn am Kreuz gegenwärtig setzt. (...) Welche Macht in einer recht miterlebten Messe, die uns mit der göttlichen Fülle ausstattet, bevor sie uns in die Kämpfe unseres Lebens entläßt! (...) „Wenn wir verstanden haben, uns aufzuopfern in der vollkommenen Opferdarbringung der Messe, dann erfreuen wir uns der unausschöpflichen Segnungen Gottes, die unser ganzes Leben umgestalten *in heiliges Tun*" (Hervorhebung durch uns).

Den Boden, auf dem die von Blasig ausgesprochenen und weit verbreiteten Auffassungen in bezug auf den Opfercharakter der Messe gedeihen konnten, charakterisierte Abbé Simoulin wie folgt: „...Diese Passion der Kirche, auch die kennen wir leider. Es sind über die Leiden jedes ihrer, dem Elend der Sünde unterworfenen Glieder hinaus alle Leiden, die sie erduldet, weil sie die Kirche ist und für eine der Welt unerträgliche Wahrheit zeugt. Es ist die von Anfang an gekreuzigte Kirche durch den Haß, die Demütigungen, die Verfolgungen. Es ist die auf die *Ebene einer menschlichen Gesellschaft wie jede andere reduzierte, ihrer göttlichen und übernatürlichen Wesenheit entleerte Kirche.* (...) Es ist die von den Ihren verratene, auf der Ebene der falschen Religionen unter dem Vorwand von Liebe und Ökumenismus herabgezogene Kirche, geschmäht sogar von jenen, deren Aufgabe es ist, sie zu verteidigen, die aber zu Komplizen des Fürsten dieser Welt geworden sind!" (Abbé Michel Simoulin, , „La Messe, Dieu vivant — Dieu présent", Editions „Fideliter", N.-D. du Pointet — Broût-Vernet, F 03110 — Escurolles)

[4] Dafür, daß nicht wenige kirchliche Amtsträger schon lange auf diese „Kurzformel" verzichten, gibt es genügend Beispiele. Hier nur zwei aus der immer noch florierenden Vorbereitungsliteratur auf die Erstkommunion:
Da ist das 1980 bei Herder erschienene Büchlein von Max Huber „Erstkommunion feiern — Gottesdienstmodelle" (Imprimatur des Generalvikars Anton Geyer von Passau vom 9. 9. 80). Da ist zwar viel die Rede von der „Gemeinschaft mit Jesus", „Kontakt" mit ihm, „Brotmenschen", die wir werden sollen, doch das Wort Opfer taucht darin nur am Rande auf. Elmar Gruber spricht sich in seinem Büchlein „Kinder zur Erstkommunion führen — Hilfen für Elternhaus, Schule und Gemeinden", Don Bosco-Verlag, 1976 (Imprimatur: Dr. Gruber, München, 1. 12. 75), klar aus: Bei der Vorbereitung der Kinder zur Erstkommunion brauchen wir die schwierige Opfertheologie nicht zu vermitteln. (...) Das Studium der Opfertheorie und Opfertheologie ist nicht Voraussetzung für die Teilnahme an der Eucharistie".

können seinen Tod, sein Opfer feiern, aber wohl nicht nachvollziehen oder darbringen oder gar wiederholen. Auch das Wort 'vergegenwärtigen', das in der jüngeren Dogmengeschichte einmal eine so große Rolle gespielt hat, ist von öffentlicher Sprache so weit entfernt, daß es liturgisch nicht brauchbar erscheint." [5] Und das wagt ein katholischer Priester und Lehrer der Homiletik zu schreiben, und kein Bischof schreitet ein! Hier wird die Messe schlicht und einfach protestantisiert, und der Realpräsenz ergeht es kaum besser: „Diese Realität ist im Falle der eucharistischen Feier sicher in erster Linie die *geistliche* Gegenwart Jesu." Und dann der bewußt verschwommene, aber ganz im Geist des unseligen §7 der „Institutio generalis" in der Urfassung gehaltene Satz: „Der Glaube an diese Gegenwart und die entsprechende Verkündigung berufen sich herkömmlicherweise zunächst auf die Gegenwart der eucharistischen Speisen und das Stiftungswort; im Gefolge des II. Vaticanums aber deutlich auch auf die Verheißung, welche selbst der Versammlung von 'zwei oder drei' Gläubigen gilt, auf die *Gemeinde*" (Hervorhebung durch uns). [6]

Das IV. Kapitel seines Buches überschreibt Blasig: „Weiterführende Gedanken". Es beginnt mit einer Kritik der traditionellen Messe, die der Verfasser —zumindest noch als „junger vorkonziliarer Kaplan", wie er sich selbst bezeichnet — gefeiert hat. Diese Kritik ist von einer Schärfe und Hemmungslosigkeit, daß man sich unwillkürlich fragen muß: Woher kommt eine

[5] Halten wir dem entgegen, was Abbé Simoulin in seinen Fastenpredigten zum Opfercharakter der Messe sagte: „Das Alte Testament kennt das Opfer sehr wohl. Die Juden sind gewöhnt an die zahlreichen, vom Gesetz vorgeschriebenen Opfer. Was aber waren diese Opfer genau? Zerstörungen! Die Menschen waren bei ihren Opfern nur imstande, etwas, das ihnen gehörte, zu zerstören, um es Gott darzubringen, um seine Verzeichung und seinen Schutz auf sich zu ziehen. Kein Mensch vermag mehr! Doch der Menschensohn, das fleischgewordene Wort, hat die Macht, mehr und Besseres zu tun. 'Ich bin nicht gekommen, aufzuheben, sondern zu vollenden'. Also schafft unser Herr das Opfer nicht ab, sondern nimmt es in seiner eigenen Person auf sich. Indem er seine ganze, göttliche Allmacht hineinlegt, macht er aus einem zerstörenden Opfer ein solches der Wiederherstellung. Er hebt das Opfer auf eine Ebene höherer Qualität, indem er diesen hösten Akt jeder Religion zur Aussage seiner Macht und Gegenwart macht, um wiederherzustellen statt zu zerstören. (...) 'Hoc est corpus meum, hic est calix sanguinis mei'. Mit diesen einfachen Worten verwirklicht Christus auf dem Altar seine Gegenwart auf Kalvaria am Karfreitag. Er bringt in der Hostie sein gekreuzigtes und hingeschlachtetes Sein hervor. (...) Die Messe *ist Kalvaria.* Hier, in der heiligen Hostie (unter Brotgestalt) *ist* Gott. Christus ist in der Hostie (in Brotsgestalt), ohne aufzuhören, im Schoße des Vaters zu sein, ohne aufzuhören, am Kreuz zu hängen, in Todesangst liegend bis zum End der Welt. Unser Altar ist nichts anderes als der fortdauernde Kalvarienberg zum Wachsum des Lebens Gottes in uns und unter uns (op. cit.).

[6] „Brot und Wein werden (in der Sicht einer modernistischen Theologie) zu Vermittlern weniger der Gegenwart Gottes in der Gemeinschaft als der Bewußtwerdung Gottes und ihrer selbst, einer Gemeinde, die 'das Antlitz sucht, das Antlitz des Herrn'(Anspielung auf einen modernen Meßgesang in Frankreich). Und sogar im Augenblick der Kommunion sucht ihn die Gemeinde noch immer und hat nicht mehr entdeckt als das, was ihr Kollektivbewußtsein in einem bestimmten Abschnitt ihrer Weggefährtenschaft von ihr zu ergattern vermochte." „Mag man auch die Theologie der Transsubstantiation verworfen haben und mit ihr die Realpräsenz, der Begriff der Gegenwart bleibt trotzdem wirksam. Er verschiebt sich nur von der eucharistischen 'Sache' (Realpräsenz) auf die Gemeinschaft oder genauer, das gegenwärtige Bewußtsein des kollektivenb Ich tritt an die Stelle der KOnzentration der Gegenwart Gottes unter den Gestalten einer Sachge." (Jean-Luc Marion, „Le présent et le don" in dem Sammelband: „L'Eucharistie — pain nouveau pour un monde rompu", Communio, Fayard, Paris 1981).

solche Bitterkeit bei einem Priester gegen eine Form der Meßfeier, deren Verlust anderen das Herz gebrochen hat? Hier ein paar Zitate aus diesem Abschnitt: „Die Messe, wie sie vor Pius X. allgemein üblich war, erinnerte kaum noch an das Letzte Abendmahl — kein Tisch im üblichen Sinne, keine zu Tische Liegenden oder Sitzenden, keine Speise, kein Trank, kein Tischgespräch, überhaupt kein verständliches Wort." Auch nach Pius X., der nach Blasigs Meinung „die Feier der Eucharistie endlich aus ihrer babylonischen Gefangenschaft zurückzuholen begann", sei die Messe „ein mehr oder minder unverständliches Hokuspokus" (!!!) geblieben: „Vom Volk weggewandte Priester, geheimnisvolle Worte, Weihrauchwolken, Altar und Gotteshaus — das alles deutet natürlich auf Opfer im Sinn des Alten Testamentes und der heidnischen Religionen, also in Richtung auf eine liturgische Tradition, die Jesus wohl gekannt, für die er aber nichts übrig hatte. (...) Die geschichtliche Entwicklung hat schließlich den *Fauxpas* vom Abend des Gründonnerstags, wenn man so sagen darf, fast gänzlich wieder wettgemacht. Da gibt es wieder Priester[7] wie einst in Jerusalem, in Rom und überall; da gibt es wieder steinerne Altäre, Opfer, die man zur eigenen Schonung darbringen kann. Da gibt es wieder den Abstand zwischen den wissenden Priestern, den Mystagogen, den Haruspices, den Auguren, den Sacerdotes auf der einen Seite und dem unwissenden, hilflosen Volk auf der anderen." Wenn Blasig nach solchen und ähnlichen Ausfällen meint, man könne ihm nicht vorwerfen, er habe für die Feier des traditionellen Gottesdienstes kein Verständnis, so klingt das wie blutiger Hohn oder es spricht daraus eine abgrundtiefe Heuchelei. Denn: "die Zukunft wird anderen Formen gehören"!

Als erste Zukunftsform der Messe behandelt Blasig die „Messe in Kleingruppen". Er gibt Ratschläge im Hinblick auf eine möglichst weitgehende Auslegung des bischöflichen Direktoriums, wozu auch die Anregung gehört, am Ende der Messe als Überleitung zum nachfolgenden Zusammensein der Gruppe zu sagen: „Bleibet hier in Frieden!", womit er — Blasig — einen sowohl heiteren wie deutlichen Abschluß und auch einen zwanglosen Übergang erziehlt. „Aber das ist natürlich nur ein Gag." (!) Weitaus gefährlicher wird die Sache allerdings, wenn er unter der Überschrift „Christliches Mahl und Eucharistie" bemerkt: „... Da halten priesterlose Gemeinden in irgendei-

[7] „Priester, erkenne deine Würde!", möchte man Balsig zurufen. In seinem Buch „Le corps de Dieu où flambe l'Esprit" (Desclée de Brouwer, 1981), (Der Leib Gottes, wo der Geist flammt) zitiert Daniel Ange aus einer Biographie über Simeon, den neuen Theologen, von Nicétas Stethatos, dieser habe am Tage seiner Priesterweihe gesehen, wie" ... der *Heilige Geist* einem *gewaltigen, einfachen* und formlosen Licht gleich auf ihn herabstieg und sein geweihtes Haupt bedeckte. Er sah das Licht in den ganzen vierzig Jahren seines Priestertums während der Liturgie auf das Opfer herabsteigen, das er Gott darbrachte." Daniel Ange fügt hinzu, der hl. Philipp Neri habe eines Tages einen jungen, sechzehnjährigen Unbekannten gefragt, ob er nicht etwa Priester sei, was dieser tatsächlich war. Er hatte auf seiner Stirn 'einen großen Glanz gesehen, es war das der seiner Seele eingeprägte priesterliche Charakter' (= unauslöschliches Merkmal)."

nem entlegenen Winkel der Welt, die weder Brot noch Wein zur Verfügung haben, ein schlichtes Mahl mit irgendwelchen Früchten und einer Kanne Wasser. Und sie erinnern sich dabei, so gut sie es vermögen, an ihre Zusammengehörigkeit im gemeinsamen Glauben, sie erinnern sich an Jesus und das letzte Abendmahl. Sie rufen Jesus in ihre Mitte, der da gesagt hat: 'Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.' Wer will bestreiten, daß er auch in ihrer Mitte sein kann?" Natürlich kann das niemand bestreiten. Wenn diese Mahlfeier allerdings, wie es Blasig suggeriert, eine Messe ersetzen oder ihr gar gleichzusetzen sein soll, so ist das längst kein „Gag" mehr... Im übrigen ist hier Küngs Einfluß unverkennbar.

Besonderer Wertschätzung erfreut sich bei Blasig die „charismatische Messe". Das ist verständlich, weil dabei dem „Spontanen" viel Platz eingeräumt wird, obwohl die offiziellen liturgischen Vorschriften angeblich genau eingehalten werden. Zu dieser Spontanität gehört vor allem das sogenannte freie Singen. „'Insider' nennen dieses freie Singen das Barometer des Heiligen Geistes.", schreibt Blasig,[8] der die charismatische Messe als Aufhänger benutzt, um für jeden Pfarrer seinen eigenen Kanon zu verlangen...[9].

Ganz besondere Aufmerksamkeit verdienen seine Ausführungen zum Thema „Messe und Mahlzeit" [10]. Wegen der ständigen Aktualität dieses Themas sei uns hier ein längeres Zitat erlaubt: Nach einer Beschreibung des jüdischen Sabbatmahles und einer Darstellung des Letzten Abendmahles im Sinne von Heinrich Kahlefeld („Das Abschiedsmahl Jesu und die Eucharistie

[8] Ohne sich dessen bewußt zu werden, haben sie (die Charismatiker) die Atmosphäre der geweihten Stätten verwandelt: diese Gotteshäuser, die die Bischöfe konsekriert hatten, wo immer die Heilige Reserve gegenwärtig ist. Doch die Häuser des *Gebetes* waren keine mehr. Wie groß war da die Versuchung für nach der Begegnung mit Gott hungernde Seelen, anderswo das zu suchen, was sie in der traditionellen Kirche nicht mehr zu finden vermochten! Man hatte der Liturgie genommen, was Verzauberung (incantation) war, Übergang vom Zeitlichen zum Ewigen. Die Zauberlehrlinge, die Verächter der Heiligen, wie die Juden die Propheten verachtet hatten, waren bei der Lächerlichkeit angelangt, die Katholiken einem gefährlichen, illuministischen, pfingstlerischen *Neo - Quietismus* zuzuschreiben." (L. Francis Hardy, „comme un étranger", N. E. L., Paris).

[9] In einer kritischen Anmerkung zur Liturgiereform bemerkt der gleiche Francis Hardy: „Der Herr hatte seine Jünger gewarnt: 'Plappert bei euren Gebeten nicht wie die Heiden, die sich vorstellen, besser gehört zu werden, wenn sie viel sprechen.' Und er hatte sie ein einziges Gebet gelehrt, das Vaterunser. Man hätte erwarten können, daß sich ihre Nachfolger auf Grund dieser Mahnung mit einem einzigen eucharistischen Kanon zufrieden gegeben hätten, wie das soviele Jahrhunderte hindurch der Fall war. Doch man vermehrte die Vorlagen, überließ dem Konsekrierenden die Wahl der von ihm bevorzugten, ohne daß irgendeine, und sei es auch nur liturgische Regel aufgestellt wurde. Jeder handelt nach seiner Phantasie, ohne Berücksichtigung dessen, was die Anwesenden davon halten konnten."

[10] Zur Frage der Meßstruktur schreibt Kardinal Ratzinger: „...Was die Strukturbestimmung der Messe angeht, so muß man es ablehnen, die christliche Liturgie nuancenlos an die Gestalt des Letzten Abendmahles zu binden, ohne deshalb eine Trennwand zwischen Jesus und der Kirche aufzurichten, Die Gabe des Herrn ist keine starre, sondern eine lebendige, für das geschichtliche Wachsen offene Form. Und nur da, wo man dieses Wachstum bejaht, tritt man in eine wirkliche Kontinuität mit Jesus. Im Innersten des Progressismus, begierig, alles zu reformieren, stößt man auf diesem Gebiete, wie auch anderswo so häufig, auf eine starre Schau der christlichen Ursprünge, welche die Geschichte auf eine Anhäufung isolierter Teilbereiche reduziert, zwischen denen kein innerer Zusammenhang besteht. (...)

der Kirche", Frankfurt 1980) gibt Blasig Hinweise für eine Verbindung von Mahlzeit und Eucharistie: „Dem jüdischen Brauch folgend könnte ich mir folgende Ordnung vorstellen: Der sogenannte Wortgottesdienst findet noch nicht am Tische statt, sondern anderswo, wo man einfach im Kreise sitzt. Dann geht man zu Tisch. Es darf schon aufgetragen sein; die liturgische Gabenvorbereitung kann ebenfalls schon vorgenommen sein. Die Feier am Tisch beginnt dann mit der Präfation, die (wohl besser ohne Sanctus und Schlußdoxologie) direkt ins Hochgebet und ins gemeinsame Vaterunser mündet. Es folgt der Friedensgruß, wo sich alle die Hände reichen können, wie es vielerorts ohnehin vor einem feierlichen Essen Brauch ist. Nach dem Friedensgruß folgt: 'Selig, die zum Mahle des Lammes geladen sind' oder ähnliches und die Austeilung der eucharistischen Gaben mit einem entsprechenden Lied. Dann wird aufgefordert Platz, zu nehmen und zuzulangen, und man ißt miteinander. Schlußgebet, Segen und Entlassung schließen sich dann nach der Mahlzeit an. Häufiger wird sich dennoch ermöglichen lassen, daß die gemeinsame Mahlzeit sich der üblichen Eucharistiefeier als selbständige zweite Einheit anschließt. Gemeinsames Frühstück oder (liturgiefreier) abendlicher Imbiß im Pfarrsaal oder ähnliches. Dann kann wenigstens mit Worten auf die vorangegangene Eucharistie Bezug genommen werden. In Nordamerika wird es seit Jahrzehnten beim *Chicken – Eating* ähnlich gehalten. Etwa einmal im Monat bleibt sonntags 'die Küche kalt'. Die Pfarrgemeinden verfügen über die notwendigen Einrichtungen, um ein paar hundert Hähnchen zu braten und im Freien zu verspeisen. Man ißt also nach der Messe gemeinsam und gewinnt dabei auch einen finanziellen Überschuß für einen guten Zweck, aufgrund der unentgeltlichen Zusammenarbeit bei der Vorbereitung des von den einzelnen Familien gezahlten Mahles. Ähnlich schöne Bräuche kann man bei uns inzwischen auf Pfarrfesten erleben. Es gibt also viele Weisen, das eucharistische Mahl in *voller* Gestalt zu feiern. Ich finde, man kann sogar das langweilige Abräumen und Spülen bzw. das Füttern der Spülmaschine in die gemeinsame Feier mit einbeziehen. Alle helfen am Schluß schnell zusammen, wobei lustige Lieder gesungen werden. Für jeden gibt es dann am Schluß noch ein kurzes Getränk oder ein *Eis am Stiel* (Hervorhebung durch uns), so daß die Spülerei nicht gerade den Abschluß des Ritus bilden muß...".

Gewiß sieht der Novus ordo missae keine rituelle Verabreichung von „Eis am Stiel" vor, doch Blasigs Vorschläge zur liturgischen Praxis zeigen überdeutlich, wohin die Reise gehen kann, wenn einmal die Dämme gebrochen sind. Und wer wollte leugnen, daß die Liturgiereform dies getan hat? Kardi-

Wenn man wieder zu begreifen anfängt, daß der Begriff der Mahlstruktur eine geschichtlich nicht zu vertretende Vereinfachung ist, und man richtiger sieht, daß das, was der Herr uns hinterlassen hat, vor allem eine *Eucharistia* ist, verflüchtigen sich zahlreiche zeitgenössische Alternativen von selber ...". (Kardinal Ratzinger, „De la Cène de Jésus au sacrement de l'église", in dem bereits erwähnten Sammelband von „Communio").

nal Ratzinger drückt das etwas vornehmer aus, wenn er sagt, viele Dinge (im Bereich der Liturgiereform) seien zu brutal geändert worden, und das Konzil sei einfach überrollt worden. Sehr deutlich wird aber sogar er, indem er schreibt: „...das neue Missale ist herausgegeben worden, als sei es ein von Professoren durchgesehenes und überarbeitetes Werk, nicht aber eine Phase kontinuierlicher Entwicklung. Niemals hat sich etwas Ähnliches ereignet; das steht im Widerspruch zum Wesen der Entwicklung der Liturgie selber...".[11]

Man sollte sich auch davor hüten, Blasigs Praxisanleitungen als „Spinnereien" eines einzelnen abzutun. Er wird viele Jünger finden, wofern er sie nicht schon hat. Und in dem Maße, wie der „vorkonziliar" geformte Klerus von der Bühne abtritt, werden sich diese — nach menschlichem Ermessen —noch vermehren. Denn die jüngere, in einem viel „freieren", um kein schlimmeres Wort zu gebrauchen, Geist erzogene Priestergeneration, für die die „alte Messe" allenfalls noch ein ehrwürdiges Museumsstück ist, deren „Rubrizismus" jedoch Gott Dank der Vergangenheit angehört, wird für solche Ideen ein offenes Ohr haben. Sie kennen ja praktisch nur noch die „pastoralisierte" (Daniel Ange) Liturgie, und auch Blasig zitiert einmal die Maxime „Salus animarum suprema lex", obwohl man ansonsten das Wort „Seele" bekanntlich ja nur noch widerwillig in den Mund nimmt! Daß unsere Befürchtungen nicht übertrieben sind, beweisen die folgenden Sätze Ratzingers[11]: „Heute ist man zu fragen gezwungen, ob überhaupt noch ein römischer Ritus existiert. Man ist sich seiner kaum noch bewußt. In den Augen der meisten, und mehr noch für jede Gemeinde, ist die Liturgie eine Struktur Gymnastik, wobei entsprechende Gruppen ihre eigenen 'Liturgien' von einer Woche zur anderen basteln mit einem oft ebenso bewundernswerten wie unangebrachten Eifer. *Dieser Bruch in der Tiefe des liturgischen Bewußtseins scheint mir die unheilvollste Sache der Welt zu sein.* (Hervorhebung durch uns). Die Grenzen zwischen der Liturgie und studentischen Zusammenkünften, zwischen der Liturgie und weltlichen Versanstaltungen verschwinden unmerklich." Genau in diese Richtung — in die einer totalen „Banalisierung" (Pierre Eyt) der Liturgie — zielt Blasigs Forderung nach Einheit von Alltagsleben und Gottesdienst. „Man kann schließlich nur feiern, was auch gelebt wird.", schreibt er. „Viele Gottesdienste erscheinen wohl deshalb so inhalts- und bedeutungslos, weil in der Gemeinde außer der Feier des Gottesdienstes nicht viel geschieht." „Es ist zu feiern, was die Gemeinde (aus der Kraft Gottes, im Auftrage Jesu) in der Woche arbeitet, durchleidet, schafft." Er plädiert daher für eine „Gestaltung des Gottesdienstes", die von „der Erhebung der öffentlichen Problemlage ausgeht". Gipfelpunkt der Einheit von Alltagsleben und Gottesdienst soll die „integrale Versammlung" sein. Etwas

[11] „Peut-on modifier la Liturgie?" Aufsatz in dem erwähnten Sammelband von „Communio".

vereinfacht bedeutet dies, daß auch Pfarrgemeinderat und Pfarrversammlung — d. h. die „demokratischen Elemente" der kirchlichen Strukturen — in den Sonntagsgottesdienst, wenigstens in einen, miteinbezogen werden. Dort wird dann auch beraten, geplant, Bericht erstattet und kritisiert in bezug auf Angelegenheiten des Gemeindelebens. „Vielleicht", schreibt er, „wird sich einmal die Einsicht durchsetzen, daß eine Gemeinde nicht größer sein darf als ihre konkrete Sonntagsversammlung, (...) daß mindestens sich die Kerngemeinde den ganzen Sonntagvormittag oder den ganzen Samstagabend für ihre Versammlung Zeit nehmen muß, wenn sie nicht Überbau (im marxistischen Sinne) über einem bürgerlichen Alltag und ein paar Aktivistengruppen bleiben will." Verwirklicht sieht Blasig sein Anliegen bereits in etwa bei den Focolari, den Integrierten Gemeinden, den Basisgruppen. Wenn er recht informiert ist, gibt es in Lateinamerika sogar schon ganze Diözesen, die die Pfarrstruktur zugunsten der Basisgruppen suspendiert haben...

Abschließend soll noch auf einen besonderen Gesichtspunkt Blasigs in diesem Zusammenhang hingewiesen werden. Er beklagt, daß sich unsere Liturgie zum allergrößten Teil *in ordine redemptionis* bewege, der aber in jeder Hinsicht den *ordo creationis* voraussetze. Schöpfung der Welt und Alltagsleben der Menschen kämen aber nur gelegentlich in den Meßtexten vor. Der Bezug zu Kreatur und Natur, Alltagsarbeit, Alltagsleiden und Freuden, Familie, Liebe, Freizeit spielten eine zu geringe Rolle. „Nicht zuletzt deshalb finden so viele gläubige Menschen den Sonntagsgottesdienst überflüssig und machen lieber einen Spaziergang in den Wald, wo ihnen Gott weniger kompliziert und lebensfern erscheint." Er fordert mehr Raum für den „Dank an den Schöpfer". „Das an den Vater gerichtete Hochgebet thematisiert fast ausschließlich das Christusereignis. Selbst das vierte Hochgebet widmet der Schöpfungstheologie noch vergleichsweise wenige Worte. Immerhin zeigt dieses Hochgebet — und nicht nur dieses — den Beginn eines Gesinnungswandels an. Möge die Eucharistiefeier der Zukunft auf dieser Basis weiter aufbauen und dem Kern aller *religio* im besten Sinn des Wortes, der Hinwendung des Menschen zu seinem Gott, noch mehr Raum geben. Schließlich ist über die relativ kleine Gruppe derer, die bei der Messe hauptsächlich an Jesus denken, hinaus der größte Teil der feiernden Gemeinden hauptsächlich deshalb erschienen, weil sie vor ihren Schöpfer und Gott treten wollen, um ihm ihren Dank, ihre Klagen und Bitten vorzutragen, sich ihm zu stellen, seinen Willen zu tun."

Abgesehen von der Frage, ob es richtig ist, daß nur eine kleine Gruppe von Meßbesuchern an Jesus denkt, mag dieser theozentrische Eifer Blasigs erstaunen. Vielleicht soll er eine kleine Kompensation sein dafür, daß er die Messe auf das Niveau des Alltagslebens herabzieht, wobei Jesus primär die Rolle

eines menschlichen Vorbilds zukommt. Andererseits dient aber offenbar die Betonung der Schöpfungstheologie paradoxerweise zur Rechtfertigung der Forderung, dem Alltagselement in der Meßfeier mehr Raum zu geben; denn schließlich hat ja das Konzil die „Öffnung zur Welt" proklamiert. Welches auch immer die theologischen und psychologischen Wurzeln für Blasigs Gegensatz zwischen „Jesuzentrik" und „Theozentrik" sein mögen, Tatsache ist, daß auch Prof. Balthasar Fischer in Lourdes diesen Aspekt der Theozentrik in der neuen Messe feierte. (in Coc. cath. vom 9. 8. 81). „Die postkonziliare Messe hat die Rolle *der Schöpfung* entdeckt, die man im Westen vergessen hatte", erklärte er lapidar. Und er schloß seine Ausführungen zu diesem Thema mit der Feststellung: „Ich glaube, Teilhard de Chardin hätte jubiliert, wenn er zu seinen Lebzeiten noch hätte erleben dürfen, daß es am Altar Christi unter der Überschrift „Herrenmahl" erlaubt ist, von den Känguruhs zu sprechen."

Ich weiß nicht, wenn ich einmal von meiner persönlichen Erfahrung ausgehe, ob die „alte Messe" zu wenig von der Schöpfung sprach[12]; ich bin aber überzeugt, daß die „nachkonziliare Entdeckung der Schöpfung" bei weitem nicht ausreicht, allein das wieder wettzumachen, was gerade der Teilhardismus mit der Verbreitung des Glaubens an die „Evolution" gesündigt hat. Nicht wenige Christen, vor allem Religionslehrer, haben die wissenschaftlich bereits überwundene Entwicklungstheorie im darwinistischen Geiste zum Dogma erhoben, zu Lasten des Glaubens an einen allmächtigen Schöpfergott. Ich meine auch, daß es nicht Aufgabe der Messe sein kann, explizite den ganzen Katechismus darzulegen. Das ist, vor allem was den Glauben an Gott und speziell den Glauben an Gott den Schöpfer angeht, Sache der Katechese. Warum im übrigen bei der Messe der „ordo redemptionis" den Vorrang hat vor dem „ordo creationis", ergibt sich aus der Sache selbst und ist in einem Halbsatz zusammengefaßt, der leider ein Opfer der Liturgiereform geworden ist, wie das ganze Gebet, das er einleitet: „Deus qui humanae substantiae dignitatem mirabiliter condidisti et mirabilius reformasti...". Einen ähnlichen Gedanken führte Abbé Simoulin in seinen Fastenpredigten weiter aus: „'Wenn ihr den Menschensohn erhöht haben werdet, dann werdet ihr erkennen, daß ICH BIN' (Joh. 8,28). 'Ja, ich bin, denn am Kreuze verwirkliche ich

[12] „Pleni sunt caeli... Weiterhin darf man nicht vergessen und noch weniger verkennen, daß dieser Gott aller Heiligkeit (der im Sanctus angesprochen wird), 'der Schöpfer des Himmels und der Erde ist, aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge', wie uns das Credo bekennen läßt. (...) Ganze Generationen von Pfadfindern haben in Freude und Staunen in ihrem Herzen eine feste Grundlage des Glaubens an den Schöpfergott gelegt, ausgehend von ihren häufigen Kontakten mit der Natur und im Geist des Franz von Assisi. (...) Wieviele Jugendliche von heute haben trotz ihres häufigen Kampierens im Freien, ihrer wiederholten Reisen in alle Erdteile jeden religiösen Sinn für die Welt verloren? Haben sich die katholischen Erzieher überhaupt darum bemüht, in ihnen von vorneherein diesen Sinn zu wecken und zu pflegen? Auf dieser Ebene hat, wie auf so vielen anderen, das Tier sehr schnell den Engel verdrängt." (Paul-Marie Sirot o.p., „Par delà le voile — Illustration du Canon Romain", Cèdre, Paris 1973).

die Fülle meines göttlichen Wesens, meines göttlichen Tuns, indem ich in meinem Leiden und meinem Tod die Wiederherstellung des Menschengeschlechtes bewirke. In den Akt meines Sterbens selber lege ich die Allmacht meines Lebens, und ich bin hier noch intensiver tätig als in meinem Schöpfungsakt. Denn ich erhebe euch zu einem Besseren, ich stelle eure durch die Sünde verletzte Natur wieder her und erhebe sie in eine Ordnung weit höherer Würde, weit erhabener als die des ersten Menschen vor seiner Sünde.'(...)

'Gott sprach: Es werde Licht...'. Durch sein Wort schafft Gott und wird er nach außen tätig. Das Wort ist es, das jene Wiederherstellungen bewirkt, die wir Wunder nennen. Alle Wunder geschehen durch die Kraft des Wortes, und unser Herr geht nicht anders vor: 'Volo mundare', ich will, sei rein. Das Wort gebietet der Natur, um sie in ihrer durch die Erbsünde gestörten Ordnung wiederherzustellen. Nach seinem Schöpfungsakt handelt Gott nur noch, um wiederherzustellen, und alle seine Wunder bringen etwas Besseres hervor: Wiederherstellung des Leibes durch die Heilung, Wiederherstellung der Seele durch die Verzeihung. Das Wort handelt niemals vergeblich, es wirkt keine unnützen Wunder, es setzt keine sinnlosen Zeichen, und alle Akte zielen darauf, nicht zu verblüffen oder zu verführen, sondern um eine höhere Werthaftigkeit zu erzeugen. Und gibt es ein Wunder, das größer wäre als das einzigartige Wunder auf Kalvaria? Erhabener als jenes einzigartige Wunder, das sich bei jeder unserer Messen wiederholt? 'HOC EST CORPUS MEUM'. Hier, und nirgends sonst, liegt die wirkliche Zukunft der Liturgie!"

Zur Gültigkeit des neuen Meßritus

Von Klaus Gamber

Der Aufsatz ist zuerst in dem Informationsdienst „Der Schwarze Brief" erschienen (Zeitartikel in den Sonderblättern Nr. 13 und 14 / 81). Er wurde für die UVK vom Autor selbst unwesentlich gekürzt und geändert.

Es ist bezeichnend für die heutige Krise in der römischen Kirche, daß die berufenen Vertreter des kirchlichen Lehramtes oft wie gelähmt erscheinen. Sie schweigen weithin zu dem, was in der Kirche geschieht, und erheben vielfach auch dann ihre Stimme nicht, wenn es dringend notwendig wäre.

Im Gegensatz dazu versuchen immer mehr gläubige Laien von sich aus die grassierenden Irrlehren und die fortschreitende Säkularisation in der Kirche zu bekämpfen. Die von ihnen oft unter großen persönlichen Opfern vorgenommenen Veröffentlichungen leiden aber vielfach daran, daß sie von Nicht-Theologen geschrieben sind. Ihre Ausführungen können deswegen nur den gleichen Grad an Aussagekraft für sich in Anspruch nehmen, wie etwa die Meinung eines Nicht-Mediziners in Fragen der Gesundheit, d. h. sie können allenfalls Denkanstöße vermitteln, aber keine eigentliche Klärung der betreffenden Probleme bringen.

Zu diesen Veröffentlichungen gehören auch die zahlreichen Artikel des Philosophie-Professors Dr. Lauth. In einem Aufsatz der Zeitschrift „Einsicht" vom Mai 1980, der den Titel trägt: „Was heißt: Die Neue Messe kann gültig sein?", wendet er sich abermals in schroffer Form gegen Erzbischof Lefebvre, der bekanntlich der Ansicht ist, daß der neue Meßritus „unter Umständen gültig sein" kann. Dabei lehnt er erneut diesen strikt als ungültig ab und zieht daraus den ungeheuerlichen Schluß:

„Kann ein Papst, der eine solche Messe wie den NOM anordnet und vor der Weltöffentlichkeit zelebriert..., die unmöglich gültig sein kann, selbst gültig Papst sein? Oder muß er nicht vielmehr als Usurpator betrachtet werden, der den Stuhl Petri de facto einnimmt, obwohl ihm dieser de jure nicht zusteht? Dieser Pseudopapst und damit Pseudochristus unterdrückt bewußt und mit Absicht zugunsten einer unwirksamen Scheinmesse den vom Herrn gewollten fortwährenden Vollzug Seines Hl. Opfers; er unterbindet den Zufluß des Blutes zum Leibe des Herrn und gehört zu den Kreuzigern Christi."

Das sind Worte gegen den Papst und damit letzten Endes gegen das Papsttum, wie sie seinerzeit nur noch von Luther überboten worden sind.

In der theologischen Auseinandersetzung um die Gültigkeit des neuen Meßritus werden wahllos frühere rituelle Vorschriften und päpstliche Verlautbarungen zusammen mit kirchlichen Dogmen in einen Topf geworfen.

Dabei weiß jeder Theologe, daß nicht alle kirchlichen Erklärungen im Glauben streng verpflichtend, ja daß nicht wenige von ihnen zeitbedingt sind, d. h. eine ganz konkrete Situation in der Kirche im Auge haben.

Vor allem fehlt diesen Überlegungen die theologische Weite, d. h. der Blick auf die gesamtkirchliche Entwicklung. Es genügt nämlich nicht, nur die Verlautbarungen der römisch-katholischen Kirche nach dem Konzil von Trient zu berücksichtigen, es müssen stets auch die Meinungen der großen Theologen und Väter der Kirche aller Jahrhunderte in Ost und West mit auf die Waagschale gelegt werden.

Als Liturgiehistoriker habe ich gelernt, gesamtkirchlich zu denken, wobei ich versuche, aus dieser Sicht heraus die heutigen theologischen und liturgischen Bestrebungen zu bewerten, wohl wissend, daß ich damit nicht von allen verstanden werde.

Den folgenden Ausführungen über die Gültigkeit des neuen Ritus lege ich einen weit verbreiteten Handzettel mit dem Titel „Über die Ungültigkeit der sog. Neuen Messe" zugrunde, der als Nr. 1 der Reihe „Freude an der Wahrheit. Römisch-katholische Schriften" in Wien erschienen ist.

Darin wird in Punkt 1 zu Recht auf die Aussage des Konzils von Florenz (1439) verwiesen, welches erklärt hat:

„Die Form (forma) dieses Sakraments sind die Worte des Heilands, mit denen er dieses Sakrament bewirkt hat (confecit)" (Denzinger-Schönmetzer 1321).

Welches sind aber die Worte des Herrn, mit denen er dieses Sakrament bewirkt hat? Sind es die „Deutungsworte" in den vier neutestamentlichen Berichten vom Letzten Abendmahl — sie sind ihrem Wortlaut nach nicht einheitlich überliefert — oder sind es die Konsekrationsworte des römischen Canon Missae? Selbst sie weichen wiederum von diesen ab. Aber nicht nur das, auch die verschiedenen, von Rom anerkannten orientalischen Riten gebrauchen in ihren Liturgien einen vom römischen Meßbuch abweichenden Wortlaut bei der Konsekration der Opfergaben.

Es ist demnach eine unumstößliche Tatsache, daß wir den *genauen Wortlau*, den Jesus bei der Einsetzung der Eucharistie gebraucht hat, *nicht kennen.* Nicht zuletzt aus diesem Grund haben die bedeutendsten Theologen der römischen Kirche stets die Meinung vertreten, daß allein die in allen Berichten vom Letzten Abendmahl gleichlautenden Sätze „Das ist mein Leib", „Das ist mein Blut" für die Gültigkeit des Vollzugs wesentlich sind.

Die Theologen sind weiterhin der Ansicht, daß die zitierten Worte nicht allein die „Form" des Sakramentes darstellen, sondern daß sie in den Meßritus eingebunden sein müssen. Es ist daher nicht möglich, mit ihnen allein die Konsekration zu vollziehen. Sie bilden einen Teil des Berichtes vom Letzten

Abendmahl, wie er von den Zeiten der Apostel an innerhalb des Eucharistiegebets gesprochen wurde.

In Punkt 2 wird die Frage aufgeworfen, ob die in der römischen Messe gebrauchten Herrenworte geändert werden dürfen bzw. können. In diesem Zusammenhang wird ein Satz aus der Apostolischen Konstitution „Sacramenti Ordinis" des Papstes Pius XII. zitiert:

„Der Kirche kommt keine Gewalt zu bezüglich des Wesens der Sakramente (in substantiam sacramentorum), d. h. bezüglich dessen, was nach dem Zeugnis der göttlichen Offenbarung Christus der Herr selbst als sakramentale Zeichen anzuwenden befohlen hat" (Denzinger-Schönmetzer 3857).

Dies ist sicher richtig, obwohl streng genommen hier keine dogmatische Entscheidung vorliegt. Da wir aber, wie gesagt, nicht wissen, welche Worte Jesus genau gebraucht hat, kann die Leitung der Kirche — ob dies klug ist oder nicht, sei hier dahingestellt — Änderungen an den überlieferten Konsekrationsworten vornehmen, wenn dadurch der Sinn der Aussage Christi nicht verändert wird.

Es konnte daher mit Recht das erst im frühen Mittelalter im Anschluß an die Stelle 1 Tim 3,9 (habentes mysterium fidei in conscientia pura) in den Text des römischen Canon eingefügte „Mysterium fidei" (Geheimnis des Glaubens) jetzt wieder aus den Konsekrationsworten des Kelches herausgenommen und ferner die im Text des Neuen Testaments bezeugte Wendung „quod pro vobis tradetur" (der für euch dahingegeben wird) (vgl. 1 Kor 11, 24; Lk 22, 19) zum bisherigen Konsekrationswort des Brotes hinzugefügt werden.

Wenn in Punkt 3 des Handzettels darauf hingewiesen wird, daß der Priester, der nicht die von der Kirche vorgeschriebene Form des Sakraments benützt, sich versündigt, so ist dies durchaus richtig. Keinem Priester ist es nämlich erlaubt, — von sich aus — den Wortlaut der Konsekrationsworte zu ändern, auch wenn dadurch deren Sinn nicht geändert wird. Er sündigt aber sicher nicht, wenn er den Wortlaut des neuen Missale benützt, da die auf dem Handzettel angeführte Vorschrift im Abschnitt „De defectibus in celebratione Missarum occurrentibus" im Missale von 1570, wo der Wortlaut angeführt ist, diesbezüglich nicht mehr besteht:

„Die Konsekrationsworte, welche die Form dieses Sakraments bilden, sind folgende: Hoc est enim corpus meum, und: Hic est enim calix sanguinis mei, novi et aeterni testamenti: mysterium fidei: qui pro vobis et pro multis effundetur in remissionem peccatorum. Wenn jemand von den Konsekrationsworten des Leibes und Blutes aber etwas wegnehmen oder verändern würde, und bei dieser Wortveränderung die Worte nicht mehr dasselbe bedeuten würden, so würde er das Sakrament nicht bereiten. Wenn aber jemand etwas

hinzufügen oder wegnehmen würde, was die Bedeutung nicht verändert, so würde er zwar das Sakrament vollziehen, aber schwer sündigen" (De defectibus V, 1).

Dagegen gilt auch weiterhin das, was hier bezüglich der selbständigen Änderung der Konsekrationsworte durch den einzelnen Priester gesagt wird. Wenn in diesem Zusammenhang die Meinung vertreten wird, das Missale des Papstes Pius V. vom Jahr 1570 sei unaufhebbar und für alle Zeiten verpflichtend, so wäre dies erst noch zu beweisen. Kenner des Kirchenrechts sind jedenfalls anderer Meinung.

Was den Punkt 4 betrifft, so ist die Übersetzung von „pro multis" mit „für alle" (statt „für viele") zweifellos philologisch und theologisch unrichtig. Da diese an sich falsche Übersetzung aber in einer von der Kirche vorgelegten Ausgabe des Meßbuches steht, sündigt der Priester, der diese Übersetzung im guten Glauben gebraucht, sicher nicht, wie auch die Gültigkeit der Konsekration dadurch nicht beeinträchtigt wird.

Es wäre aber eine Aufgabe für die treuen Katholiken, die kirchliche Obrigkeit immer wieder diesbezüglich um eine Änderung zu bitten. Für die Priester besteht die Möglichkeit, diese falsche Übersetzung zu vermeiden, indem sie den lateinischen Wortlaut der Konsekrationsworte verwenden, was auch in einer deutschen Messe durchaus rechtens ist.

Obwohl man nach dem Gesagten der Meinung sein muß, daß der Gebrauch des neuen Meßritus an sich eine gültige Messe bewirkt, bleibt doch die Tatsache bestehen, daß das neue Meßbuch, wie in verschiedenen Aufsätzen gezeigt wurde, nicht wenige, auf der neuen Theologie fundierende Halbheiten aufweist und es deshalb wieder außer Kraft gesetzt werden sollte.

Es gilt daher auch weiterhin die Forderung, daß der bisherige Meßritus in der römischen Kirche erhalten bleiben muß, nicht nur für die älteren Priester und Laien, die sich nicht mehr umstellen können, sondern als die primäre Form der Meßfeier. Dabei sind Bereicherungen aus dem großen Schatz der Überlieferung und kleine Anpassungen an die Gegebenheit der Zeit im Sinn der Liturgiekonstitution des Vatikanum II durchaus zu begrüßen. Nur sollten diese Änderungen nicht sofort als allgemein verpflichtend hingestellt werden.

Der traditionelle Ritus muß wieder zur Norm des Glaubens und zum Zeichen der Einheit für die Katholiken in der ganzen Welt werden, zu einem ruhenden Pol in einer Zeit der Unruhe und der ständigen Wandlung.

Erst dann wieder können die Bischöfe — wie früher — auf die Einhaltung der bestehenden Vorschriften pochen, und nur dann werden auch Skandale vermieden, wie etwa der im Januar dieses Jahres, als bei einem Sonntagsgottesdienst des ZDF, der von München aus übertragen wurde, ein katholischer

und ein evangelischer Pfarrer gemeinsam „Eucharistie gefeiert" haben. Der eine sprach dabei die Konsekrationsworte über das Brot, der andere über den Kelch.

Das ist einer der Fälle, in denen vermutlich keine gültige Messe zustandegekommen ist. Ein evangelischer Geistlicher besitzt jedenfalls nicht die Vollmacht, zu konsekrieren. Inwieweit der katholische Teil die Intention gehabt hat, trotzdem ein gültiges Meßopfer im Sinn der Kirche zu feiern, entzieht sich unserer Erkenntnis.

Doch wie man hört, ist diese Begebenheit kein Einzelfall. Es kommt ihr nur besondere Bedeutung zu, weil sie vor einem großen Publikum stattgefunden hat und weil bekanntlich solche Neuerungen Schule machen, besonders auch dann, wenn von kirchlicher Seite nicht energisch genug dagegen Stellung genommen wird.

Das treue katholische Volk versteht diese abwartende und nachgiebige Haltung der Amtskirche nicht. So kommt es, daß nicht wenige ihre Gemeinden verlassen und sich in eigenen Meßzentren zur Feier der traditionellen Liturgie treffen. Das ist aber sicher auf die Dauer keine Lösung. Um den Gedanken lebendig zu halten und eine Kontinuität wenigstens an einigen Orten zu gewährleisten, mögen sie in der Zwischenzeit eine sinnvolle Funktion erfüllen.

Zur Diskussion über die Unfehlbarkeit des „Ordentlichen Lehramts" im Hinblick auf die Enzyklika Humanae Vitae

Von P. Athanasius Kröger OSB

Vorbemerkung der Redaktion:
Wir haben bisher im allgemeinen zu Fragen der Moral in der UVK nicht ausführlich Stellung bezogen, da wir **unsere** *Aufgabe in der Wiederherstellung der Liturgie sehen. Wir wollen auch in Zukunft dabei bleiben. Ganz ausklammern kann man dabei aber die ethische Haltung der Menschen nicht. Die Reinheit des Herzens ist gewöhnlich die Vorbedingung für die Gottesliebe, und diese ist wiederum die Voraussetzung für das rechte Gespür in liturgischen Fragen. Es gibt aber noch einen anderen Grund für die Veröffentlichung des Beitrages von Pater Dr. Athanasius Kröger: Er macht in einem anderen theologischen Bereich den Wirrwarr deutlich, der in der Kirche herrscht und der nur durch eine tatkräftige*

und eindeutige Führung überwunden werden kann. Er beweist ferner, wie wichtig das Prinzip der Tradition ist: Eine Kirche, die im Nacheinander oder sogar gleichzeitig entgegengesetzte Lehren in wichtigen Fragen des Glaubens und der Sitte duldet, hat ihre Existenzberechtigung verloren.

In vorigen Jahr erschien in deutscher Sprache das Buch „Das unfehlbare ordentliche Lehramt der Kirche zur Empfängnisverhinderung" von J. C. Ford und G. Grisez, übersetzt von P. Rhaban Haacke OSB, Siegburg 1980. Das Original ist enthalten in „Theological Studies", Baltimore 1978. Die Kontroverse über dieses Buch hat auch im deutschsprachigen Raum begonnen. Um zu einer Verteidigungsschrift (s. u.) Stellung zu beziehen, ist es ratsam, die derzeitige Situation kurz darzulegen — sowohl, was das „ordentliche Lehramt" angeht, als auch, was die „lehramtlichen" Stellungnahmen zur Empfängnisverhinderung betrifft.

Das erste vatikanische Konzil hat die — früher schon bekannte — Unterscheidung zwischen ordentlichem und außerordentlichem Lehramt der Kirche dargelegt. „Mit göttlichem und katholischem Glauben ist also all das zu glauben, was im geschriebenen oder überlieferten Wort Gottes enthalten ist und von der Kirche (a) in feierlichem Entscheid oder (b) durch gewöhnliche und allgemeine Lehrverkündigung (ordinario et universale magisterio) als von Gott geoffenbart zu glauben vorgelegt wird" (DS 3011, Nr. 34). Feierlicher Entscheid (solenne iudicium) bedeutet, daß ein Konzil oder ein Papst ihre höchste Autorität einsetzen, dies klar zum Ausdruck bringen und die gesamte Kirche auf eine Glaubens- oder Sittenlehre verpflichten wollen. Derartige Sätze sind gewöhnlich an einem Anathema („der sei im Banne") zu erkennen.

Das „ordentliche und allgemeine Lehramt" betrifft sonstige Lehren von Konzilen, von Päpsten oder von den Bischöfen des gesamten Erdkreises. Das „Bischöfliche Lehramt" muß, um wirklich eine allgemeine Gültigkeit zu besitzen, absolut einheitlich sein, muß zugleich als verpflichtende Lehre vorgetragen werden. Man kann dazu aber auf Grund des Vatikanum II die Kriterien noch genauer angeben (s. u.).

Nun geht es darum, die Doktrin des „ordentlichen Lehramtes" auf die sachliche Frage der Empfängnisverhütung anzuwenden. Paul VI. hat dazu 1968 eine klare Stellung bezogen, aber nur in einer Enzyklika, nicht mit höchster Verbindlichkeit „ex cathedra."

1. Der entscheidende Satz lautet: „Indem die Kirche den Menschen die Beobachtung der Normen des Naturgesetzes einschärft, das sie durch ihre *stets gleichbleibende Lehre* auslegt, lehrt sie, daß *jeder* eheliche Akt offen bleiben muß für die Weitergabe des Lebens" (Humanae Vitae, 25. 7. 1968; AAS

60, 1968, 488 Nr. 11). In späteren Ansprachen hat Paul VI. diese Entscheidung mehrfach bekräftigt.

2. Die Königsteiner Erklärung der deutschen Bischöfe vom 30. 8. 1968 (Kirchl. Amtsblatt f.d. Diöz. Münster, 1968, Beilage Nr. 15, 20-23) wendet sich in sehr geschickter und verschleierter Ausdrucksweise — mit Fragestellungen und Man-Aussagen — *gegen* Humanae Vitae. „Es wird gefragt, ob die Lehrtradition in dieser Frage für die in der Enzyklika getroffene Entscheidung zwingend ist, ob gewisse neuerdings besonders betonte Aspekte der Ehe und ihres Vollzugs, die von der Enzyklika auch erwähnt werden, nicht ihre Entscheidung zu den Methoden der Geburtenregelung problematisch erscheinen lassen. Wer glaubt, so denken zu müssen, muß sich gewissenhaft prüfen, ob er — frei von subjektiver Überheblichkeit und voreiliger Besserwisserei — vor Gottes Gericht seinen Standpunkt verantworten kann" (Nr. 12).

Im Klartext kann man nur daraus entnehmen: Wer sich „gewissenhaft prüft", darf die Empfängnis verhindern. Wer sich nicht gewissenhaft prüft, begeht Sünde, kann sich vor „Gottes Gericht" nicht verantworten. In einem anderen Abschnitt (Nr. 14) werden sechs „weiterführende Fragen" aufgezählt, die aber ohne irgendeine Antwort stehen gelassen werden. Unter dem Titel „Weiterführende Aussprache" wird insbesondere auf die kirchliche Mitverantwortung für das Vatikanum II hingewiesen. Die Bischöfe „würden es bedauern, wenn wegen der Schwierigkeiten" die „Bildung eines selbständigen Gewissens Schaden" litte (Nr. 16). Dann folgt der ausschlaggebende Satz: „Deshalb werden die Seelsorger in ihrem Dienst, insbesondere in der Verwaltung der heiligen Sakramente, die verantwortungsbewußte Gewissensentscheidung der Gläubigen achten" (Nr. 16).

Der Sinn dieser Sätze ist wiederum derselbe: Nach gewissenhafter Prüfung mit ihrem „selbständigen Gewissen" (= subjektiven Gewissen) können die Eheleute die Empfängnis verhindern. Daß die Seelsorger dies bei der „Verwaltung der heiligen Sakramente" berücksichtigen sollen, kann nun bedeuten: nach erfolgter Empfängnisverhinderung in „verantwortungsbewußter Gewissensentscheidung" dürfen die Eheleute ohne weiteres zur Kommunion gehen. Die obige Einschränkung (Nr. 12) bleibt aber bestehen. Falls „subjektive Überheblichkeit" und „voreilige Besserwisserei" vorhanden ist, sündigt man und kann „seinen Standpunkt" nicht „vor Gottes Gericht .. verantworten." Daß dies keine falsche Auslegung ist, hat sich schon 1968 auf Grund der anschließenden Diskussion ergeben, steht aber nach nunmehr 13 Jahren durchaus fest. Die deutschen Bischöfe wurden mehrfach gebeten, ihre Königsteiner Stellungnahme zu erläutern, haben es aber stets abgelehnt — bis heute. Wegen der verschleierten Ausdrucksweise können sie jedenfalls sagen

(behaupten), sie hätten dem Papst nicht widersprochen, sondern nur eine hilfreiche Erläuterung gegeben.

3. Die österreichischen Bischöfe haben sich 1968 erheblich räziser *für* die Empfängnisverhinderung ausgesprochen. Sie haben ihre antipäpstliche Auffassung auf ihrer Vollversammlung vom 3. bis 6. 11. 1980 nochmals bestätigt, obwohl sich die Römische Bischofssynode im Oktober 1980 klar im Sinne Paul VI. geäußert hatte. Auch dies ist jedenfalls eine kirchenamtliche Aussage:

„In diesem Zusammenhang wird seit Jahren die Frage diskutiert, welche Mehtode der Empfängnisregelung Eheleute anwenden wollen, wenn ein weiteres Kind nicht zu verantworten ist... Ehegatten aber, die nach ernster Prüfung meinem, der in Enzyklika Humanae Vitae vorgelegten Methode der Empfängnisregelung nicht zustimmen zu können, verfehlen sich nicht, wenn sie bereit sind, ihre Überlegungen gewissenhaft fortzusetzen. Dazu haben die österreichischen Bischöfe schon im September 1968 erklärt: 'Wer auf diesem Gebiet fachkundig ist und durch ernste Prüfung, aber nicht durch affektive Übereilung zu dieser abweichenden Überzeugung gekommen ist, darf ihr zunächst folgen. Er verfehlt sich nicht, wenn er bereit ist, seine Untersuchungen fortzusetzen und der Kirche im übrigen Ehrfurcht und Treue entgegenzubringen.'" (Oss. Rom. dt., 5. 12. 1980, Nr. 49 S. 10).

Auch hier wird das subjektieve Gewissen als maßgebend erklärt, nicht die objektive Norm, die von Paul VI. vorgelegt worden ist.

4. Noch großzügiger sind einzelne deutsche Bischöfe mit Humanae Vitae umgegangen. Der frühere Bischof von Münster, Tenhumberg, schrieb einen Artikel mit der Überschrift: „Ist die Pille im Notfall doch erlaubt?" (Kirche und Leben, 2. 7. 1972, S. 2). Eine 32-jährige Mutter von fünf Kindern wünschte sich diese Erlaubnis. Der Bischof: „Ich bin sicher, daß der Papst das Verhalten einer Frau, die in dieser Lage empfängnisverhütende Tabletten nimmt, nicht als schuldhaft verurteilen wollte." Nach einem Verweis auf die Königsteiner Erklärung wird eine vom Papst im Jahre 1971 gebilligte Erklärung der Klerus-Kongregation zitiert: „Besondere Umstände, die eine objektiv üble menschliche Handlung umgeben, können diese zwar nicht tugendhaft, wohl aber schuldlos, schuldvermindernd oder subjektiv vertretbar machen." Daraus folgert der Bischof: „Wie der zitierte Satz dieser Erklärung zeigt, anerkennt der Papst ausdrücklich, daß besondere Umstände eine Handlung, wie den Gebrauch von künstlichen Mitteln der Empfängnisverhinderung, schuldlos machen können."

Man muß wohl nur richtig kombinieren können, um zu erreichen, daß eine päpstliche Äußerung gegen eine andere steht. Dann wird auch die „Empfäng-

nisverhinderung schuldlos.“ „Was man an dieser Stelle wie auch an bei sonstigen Stellungnahmen der Bischöfe vermißt, ist der Hinweis auf Askese, auf Abtötung, auf Verzicht, auf das Kreuz Christi, das auch die Eheleute tragen müssen. Gerade vom Kreuz kommt doch die Gnade, die den Verzicht als eine echte Nachfolge Christi ermöglicht, die den hohen sittlich-religiösen Wert des Opfers erkennen und ermöglichen läßt. Auch wird die natürliche Empfängnisregelung, der heute bereits eine sehr hohe Zuverlässigkeit zukommt, mit keinem Wort erwähnt.

5. Die lehramtlichen Äußerungen der deutschen und österreichischen Bischöfe — sowie anderer Bischofskonferenzen — widersprechen eindeutig der päpstlich-katholischen Lehre Paul VI. Der innere Tiefstand, die Krise der Kirche, tritt hier besonders deutlich zutage, so daß Nicht-Katholiken über die gespaltene und zerstrittene Kirche zu Recht ihren Spott ausgießen können. Die eigentliche Tragik liegt jedoch darin, daß das oberste Lehramt derzeit nicht in der Lage ist, für Ordnung zu sorgen, die offizielle Lehre der Kirche durchzusetzen und Widerstrebende zur Rechenschaft zu ziehen. Die administrative Hilflosigkeit — um es einmal so zu nennen — war und ist der Grund, daß sich über die gesamte Theologie, über Humanae Vitae insbesondere, eine hemmungslose und grenzenlose Diskussion und Kritik ergossen hat. Die Stellungnahmen für und wider Humanae Vitae sind nicht mehr zählbar. Immer wieder flackert der Streit aufs neue auf.

6. Nun hat das zu Anfang genannte Buch von Ford-Grisez einen neuen Gesichtspunkt herausgestellt, der zwar früher nicht unbekannt war, aber bisher nicht mit solcher Entschiedenheit vorgetragen wurde. So lautet die These: Das „ordentliche Lehramt“ hat durch seine ständig unveränderliche Lehrverkündigung die Unerlaubtheit der Empfängnisverhinderung *unfehlbar* zum Ausdruck gebracht.

Die Kriterien haben Ford-Grisez sehr streng aus dem Vatikanum II (Lumen Gentium 25) entnommen: 1. Die Bischöfe müssen sich untereinander und zugleich mit dem Papst in Übereinstimmung befinden. 2. Sie müssen zum Ausdruck bringen, daß sie authentisch oder maßgeblich über eine Angelegenheit des Glaubens oder der Moral urteilen wollen. 3. Sie müssen ganz und gar, in jeder Hinsicht, übereinstimmen. 4. Sie verkünden ihr Urteil als etwas, was endgültig bewahrt werden muß (vgl. S. 33). — Diese Kriterien darf man als erfüllt bezeichnen.

Dabei muß berücksichtigt werden, daß die Lehre vom Verbot der Empfängnisverhinderung fünfzehnhundert Jahre in der Kirche mit absoluter Sicherheit verkündet wurde. Dies hat ein Amerikaner in einem umfangreichen Buch nachgewiesen (John T. Noonan jr.: Empfängnisverhütung, Geschichte ihrer Beurteilung in der katholischen Theologie und im kanonischen Recht.

Walberger Studien, Theol. Reihe 6, Mainz 1969. — Engl. Original 1965). Die totale Übereinstimmung von Bischöfen und Päpsten gilt bis zum Jahre 1962. Ein spezieller Nachweis ist für das oberste Lehramt der Kirche von 1816 bis 1962 ohne geringste Schwierigkeiten zu erbringen. Diese anderthalb Jahrhunderte würden bereits genügen, um zu behaupten, daß die einmütig lehrende Kirche sich so lange Zeit nicht geirrt haben kann. Damit ist die entscheidende Bedingung für die Unfehlbarkeit des „ordentlichen Lehramtes" einwandfrei erfüllt.

7. Nun geht es hier darum, auf eine kleine Schrift, die in diesem Jahr erschienen ist, hinzuweisen. Nachdem sich nämlich zur These von Ford-Grisez der Augsburger Moraltheologe J. Piesga verneinend geäußert hat (Hat das ordentliche Lehramt zur Empfängnisverhinderung unfehlbar gesprochen?, in Theologie der Gegenwart, 24, 1981, 33-41), haben sich die Verteidiger Paul VI. in einem Büchlein „Nicht unfehlbar"?" (hrsg. von Prof. J. Bökmann, Abensberg-Kral 1981)[1] sehr entschieden hinter Ford-Grisez gestellt.

Professor Bökmann hat einen Aufsatz mit dem Titel „In sich gut und wahr, Zum Mißbrauch der Königsteiner Erklärung" geschrieben (9-16). Er wendet sich insbesondere gegen die heute aufgekommene Theorie der „Güterabwägung", mit der sogar die Sterilisation verteidigt wird. Er weist darauf hin, daß die heutigen „Pillen" meistens nicht mehr die Empfängnis, sondern die Nidation verhindern und eben deswegen Frühabtreibungsmittel sind.

Über die „Unabänderliche unfehlbare Lehre", die in Humanae Vitae zum Ausdruck kommt, schreibt Prof. Marcellino Zalba SJ. Er glaubt, feststellen zu können, daß die „überwältigende Mehrheit" der Bischofskonferenzen „ausdrücklich und implizit" der Lehre Paul VI. zugestimmt hat. Das ist wohl etwas zu optimistisch gesagt, weil viele Bischofskonferenzen nach anfänglicher Betonung der Gehorsamspflicht gegenüber dem Papst unklar und verschleiert Einschränkungen machen.

Wegen seiner präzisen Stellungnahmen gegen den modernen Trend, die sittlichen Gebote umzudeuten und zu erleichtern, ist Professor G. Ermecke bekannt. Er bezeichnet die Doktrin von Humanae Vitae als „Untrüglich wahr und verbindlich" (S. 33, Überschrift), wendet sich gegen die teleologische Moral, gegen rein funktionalistisch oder humanwissenschaftlich ausgerichtete Verhaltensregeln, bei denen das „Wertvorzugsgesetz" maßgeblich ist. Piesga (s. o.) wollte mit sechs Prinzipien die Unfehlbarkeit des ordentlichen Lehramtes in der Frage der Empfängnisverhinderung widerlegen. Sie werden sämtlich als haltlos bloßgelegt.

[1] Diese Schrift kann beim Verlag Kral, Postfach 1180, 8423 Abensberg bestellt werden. Unkostenbeitrag 5,- DM.

In die gleiche Richtung geht der Aufsatz von Rhaban Haacke OSB „Ein Widerlegungsversuch mißlingt." Insbesondere betont er den Text der Kirchenkonstitution (LG 25), gemäß dem für die Bischöfe die „Wahrung des Gemeinschaftsbandes untereinander (communionis nexum)" „verlangt wird, nicht aber ein ausdrücklicher kollegialer Akt, den Rahner und Piesga fordern, damit die Einheitlichkeit des „ordentlichen Lehramtes" greifbar vorliegt. Auch wendet sich H. gegen die heute gängige Behauptung, das Lehramt könne nur über „allgemeine Prinzipien" unfehlbar richtig urteilen, nicht aber über Schlußfolgerungen oder konkrete Einzelfragen. Der Beweis ist aus der Praxis der Kirche durch die Jahrhunderte leicht zu führen, so daß man fragen könnte: Worüber hat die Kirche bisher noch niemals geurteilt? Die Glaubenskongregation hat mit ihrer Erklärung „Persona Humana" (29. 12. 1975) dazu die nötige Antwort längst erteilt. Demgemäß kennt das natürliche und positiv von Gott (oder Christus) erlassene Gesetz keine Ausnahmen wegen irgendeiner „kulturellen Situation."

Anmerkungen zur „Verbindlichkeit und Unfehlbarkeit" bringt Prof. H. Schauf. Er erinnert zu Recht an sein Buch „Die Lehre der Kirche über Schrift und Tradition in den Katechismen" (Essen 1963), das damals viel Aufsehen und — bei Progressisten — Ärger hervorgerufen hat. Die Hl. Schrift (allein) reicht nicht aus, um zuverlässige und präzise Sätze im Glauben und in der Moral aufzustellen. Dies gilt insbesondere für mancherlei moderne Fragen, die es früher nicht gegeben hat.

Prof. J. Stöhr weist in seinem Aufsatz „Entweder unfehlbar oder irrtumsfähig: eine falsche Alternative" darauf hin, daß man heute die theologischen Gewißheitsgrade „vergessen" habe oder sehr bewußt nicht mehr wolle. Man müsse bei einer Enzyklika durchaus damit rechnen, daß es „nur um Bekämpfung einer Lehre gehen könnte, die längst vom ordentlichen Lehramt als unfehlbar vorgelegt war, auch wenn sie niemals definiert wurde."

DOKUMENTE, BRIEFE, INFORMATIONEN

Bischof Dr. Josef Stimpfle zur Handkommunion

Vorbemerkung der Redaktion:

Wir haben schon oft Argumente gegen die Handkommunion veröffentlicht und hätten wohl auch eine Weile dieses Thema nicht angeschnitten, wenn sich nicht der Bischof von Augsburg in einer Weise zu dieser Frage geäußert hätte, die ein eindeutiges und einseitiges und einseitiges Plädoyer für diese Form des Kommunionempfanges darstellt (vgl. die Überschrift im Kölner Kirchenblatt Nr. 40 / 1981 „Handkommunion verteidigt"), obwohl er weiß, daß in Deutschland nur noch eine Minderheit die Mundkommunion praktiziert und der Heilige Vater in seinem Gründonnerstagsbrief aufgrund der üblen Folgen der Handkommunion deutliche Worte zugunsten der Mundkommunion geschrieben hat. Wir haben der Sache aus folgenden Gründen so viel Raum gewidmet:

1. In vielen Kirchenblättern ist die Diskussion erneut entfacht, und man hat uns um Material gebeten (z. B. die Schrift von Georg May), um Argumente in der Auseinandersetzung anführen zu können. In den folgenden Leserbriefen sind eine Reihe überzeugender Gedanken für die Mundkommunion formuliert.
2. Man soll wissen, daß wir nicht müde werden, unsere Haltung zu verteidigen, und wir bitten unsere Leser, ihrerseits aktiv zu werden und in Briefen an Zeitungen und kirchliche Instanzen ihre Meinung freimütig vorzutragen.

Eine Dokumentation

In einer Predigt am 13. September 1981 beim Pontifikalamt in St. Michael, Krumbach, nahm der Augsburger Bischof zur Handkommunion Stellung. Seine Ausführungen lösten eine lebhafte Reaktion aus. Wir dokumentieren aus uns vorliegenden Presseberichten und unveröffentlichten Kommentaren.

Zunächst einen Auszug aus der Predigt, wie ihn die „Deutsche Tagespost" vom 23. September 1981 veröffentlichte. Ein Vergleich mit dem vollen Wortlaut der Predigt ergibt, daß es sich um eine korrekte Wiedergabe der Ausführungen des Bischofs handelt:

Wir müssen auf die, die ein enges Gewissen haben, Rücksicht nehmen. Paulus nennt sie „die Schwachen". Sich selber zählt er zu den „Starken". Es gibt auch heute Schwache und Starke. Gläubige mit einem engeren, andere mit einem weiteren Gewissen. Aber die Starken wie die Schwachen sind von Jesus Christus erlöst und geliebt. Diese Unterschiede dürfen nicht dazu führen, daß wir gegeneinander feindselig sind, daß wir Spaltungen hervorrufen, daß wir einander verurteilen. So kommt es z. B. heute vor, daß Leute in unseren Gemeinden sagen: Wenn jemand die hl. Kommunion auf der Hand empfängt und stehend kommuniziert, ist das Ehrfurchtlosigkeit, Sünde. Der Hl. Vater wolle es nicht, die liebe Gottesmutter wolle es nicht, sie habe das durch Engel geoffenbart.

Liebe Brüder und Schwestern! Das ist ein enges Gewissen. Jeder Gläubige hat das Recht und die christliche Freiheit zu kommunizieren, sei es auf der Hand oder mit der Zunge, wie er will. Es kommt darauf an, daß er mit Ehrfurcht den Leib des Herrn empfängt, sei es auf

der Hand oder auf der Zunge. Daß er mit tiefem Glauben und mit großer Liebe sich mit Jesus Christus verbindet. Darauf allein kommt es an. Wenn aber trotzdem jetzt Gläubige unter uns sind, die sich das nicht trauen, die sich diese Freiheit nicht in Anspruch nehmen trauen und meinen, sie sündigen, wenn sie stehend und mit der Hand kommunizierten, dann sündigen sie wirklich, weil sie das meinen. Dann haben sie nicht nur das Recht, kniend mit dem Mund zu kommunizieren, sie müssen es sogar. Nur dürfen sie die „Starken", die stehend kommunizieren und mit der Hand den Leib des Herrn empfangen nicht als verabscheuungswürdige „Hand- und Standkommunionkanten" verurteilen, als ob die so Kommunizierenden ehrfurchtlos und unwürdig zum Tisch des Herrn gingen. Umgekehrt müssen die „Starken" den „Schwachen" zugestehen, daß sie auf den Knien und mit dem Munde kommunizieren bzw. dies empfehlen. Sie wissen, in unseren Gemeinden gibt es diese beiden Haltungen. Üben wir christliche Toleranz! Lassen wir um Christi Willen beide Haltungen zu! Die „Schwachen" sollen die „Starken" ebenso ihrem Gewissen folgen lassen wie umgekehrt die „Starken" die Haltung der „Schwachen" achten. Alle tragen füreinander Verantwortung, daß sie miteinander in der Feier des Herrn bleiben. Es gibt katholische Christen, die jenem gewissen Mann folgen, der aus diesem Grunde und anderen Gründen eine Spaltung hervorgerufen hat. Wir wollen sie nicht verurteilen, sondern wie der hl. Paulus uns zu den „Starken" zählen, die Freiheit des Geistes in Anspruch nehmen und in der Liebe Jesu Christi verbleiben. Mit dem Apostel Paulus sprechen wir: „Leben wir, so leben wir dem Herrn. Sterben wir, so sterben wir dem Herrn." Die Schwachen wie die Starken „gehören dem Herrn". In seiner großen Liebe, da sind sie alle vereint. Wir dürfen wegen irdischer Dinge, wegen Äußerlichkeiten, keine Spaltungen hervorrufen. Das besagt aber nicht, meine lieben Brüder und Schwestern, daß man alles hinnehmen darf, daß man das Böse, daß man den Irrtum dulden darf. Wer etwa das Priestertum der Kirche ablehnt, kann sich nicht auf die Freiheit des Gewissens berufen.

Die Freiheit des Gewissens bezieht sich nicht auf die Sünde, auf die Lüge, auf den Irrtum. Der Sünde, dem Bösen, dem Irrtum muß man widerstehen. Liebe Brüder und Schwestern! Miteinander und füreinander — das bedeutet also, daß wir bereit sind, einander zu verzeihen, daß wir in der Liebe verbunden bleiben, Spaltungen und Mißhelligkeiten nicht aufkommen lassen und daß wir in der Freiheit der Kinder Gottes miteinander leben und füreinander einstehen.

Herr F.W. Schilling von Canstatt schrieb dem Bischof Dr. Stimpfle folgenden Brief. Er erhielt eine Antwort vom Bischöflichen Sekretär, die auf die Fragen nicht weiter einging. Herr F.W. Schilling teilte danach dem Bischof mit, daß er der Red. der UVK die Erlaubnis zur Veröffentlichung des Briefes gegeben habe.

F. W. Schilling v. Canstatt
Heidehang 11
D-4300 Essen 1 (Stadtwald)

Essen, den 28. September 1981

Seiner Exzellenz
dem Hochwürdigsten Herrn Bischof
von Ausgsburg
Dr. Josef Stimpfle
Fronhof 4

8900 Augsburg 1

Euer Exzellenz!

Die „Deutsche Tagespost" v. 23. 9. 1981 brachte einen Auszug aus einer Predigt

Ew. Exzellenz über die Handkommunion am 13. 9. 1981 in Krumbach. Ich bin mir nicht sicher, ob ich diese Ausführungen richtig verstanden habe. Dem Wortlaut nach kann man es so verstehen, daß das Verbleiben bei der Praxis der kniend empfangenen Mundkommunion nur dann nachsichtig zu tolerieren sei, wenn der Kommunizierende subjektiv der Überzeugung ist, sich mit der anderen Kommunionform zu versündigen. Ich bin selber zwar nicht der Meinung, daß es Sünde sein muß, halte aber, sofern man unter „Fortschritt" den Schritt zu etwas Besserem versteht, die Handkommunion im Stehen nicht für fortschrittlich. Ich glaube auch nicht falsch informiert zu sein, wenn ich meine, daß die Wahl zwischen beiden Formen freigestellt ist, unabhängig davon, ob man das andere nun für sündhaft hält oder nicht.

Müßten nicht schon vom Gesichtspunkt der alles umfassenden Katholizität solche Gläubige, die das innere Bedürfnis haben zu knien, nicht nur toleriert, sondern jederzeit voll integriert sein? Gibt es nicht ein durchaus legitimes natürliches Frömmigkeitsbedürfnis, das sich artikulieren möchte und das immer in der Kirche beheimatet war? Ich habe vor zwei Jahren einmal in den Klöstern auf dem Athos einen orthodoxen Mönch fast beneidet, der sich vor einem Gnadenbild der Muttergottes immer wieder tief verneigte, dann niederwarf und mit der Stirn den Boden berührte. Was für einen Verlust an Katholizität in des Wortes wahrstem Sinne hat uns die Dürre eines säkularisierten Progressismus eingebracht! Die katholische „Einheit in wohlgegliederter Mannigfaltigkeit", die natürlich auch „Ordnung" bedeutete, wurde eingetauscht in einen weithin durch liberalistische und relativistische Denkkategorien eingefärbten „*Pluralismus*". Das war nicht Fortschritt!

Was mir Schwierigkeiten bereitet an den Ausführungen Ew. Exzellenz, ist die Tatsache, daß dort die Handkommunizierenden einfach unter „die Starken" eingereiht und die Mundkommunizierenden bei „den Schwachen" angesiedelt werden. Zeigt nicht die Wirklichkeit überwiegend eher das völlige Gegenteil? Mit wieviel Spießrutenlaufen ist das sonntägliche Niederknien beim Kommunionempfang heute verbunden! Gehört nicht inzwischen ausgesprochene Zivilcourage — eine in Deutschland noch nie sehr verbreitete Tugend — oder, um mit Ida-Friederike Görres zu sprechen, ein „hohes Maß geistiger Wetterfestigkeit" dazu, hier aus einer persönlichen Entscheidung heraus nicht alles kritiklos mitzumachen, nur weil „man" es tut, worin doch — oder sehe ich das falsch? — eine ähnliche Geisteslage sichtbar wird wie dort, wo man unter Ausklammerung jeder Vorzeichenfrage von der „Anerkennung der Realitäten" oder von der „normativen Kraft des Faktischen" spricht? Eine Geisteshaltung, die schon einmal in Deutschland zwölf Jahre lang politisch verheerende Auswirkungen gehabt hat, weil sie die Mitläufer geradezu im Schnellverfahren produzierte!

Wenn nicht alles trügt, gibt es auch im geistigen Bereich eine Art Newton'sches Gravitationsgesetz, nach welchem sich bekanntlich die Anziehungskraft eines Sternes proportional zu seiner Masse verhält. Zur Handkommunion im Stehen gehört deshalb heute, wo es die weit überwiegende Masse tut, wirklich nicht gerade Stärke, Mut, Rückgrat oder gar Mündigkeit, eine „Mündigkeit", deren ständige Beschwörung ohnehin jedem, der auch nur etwas von Psychologie weiß, signalisiert, daß sich hier eher etwas geistig Pubertäres zeigt, denn kein Erwachsener betont dauernd, daß er erwachsen ist. Das tut nur der, der es nötig hat, und das sind doch wohl nicht die „Starken".

Hat nicht bei dem Umsteigen vieler

Gläubiger auf die Handkommunion weit häufiger eine gewisse Hilflosigkeit und nachkonziliare Verunsicherung Pate gestanden als irgendwelche tieflotenden Auseinandersetzungen und dringenden Gewissensentscheidungen? Und wo das „weite Gewissen", von dem Ew. Exzellenz lobend sprechen, hingeführt hat, zeigt uns das nicht erschütternd jeder Teenager, der nach der „Königsteiner Erklärung" nun problemlos die „Pille" nimmt? Haben wir nicht längst eine Gewissensinflation? Die Nonkonformisten von gestern sind die Konformisten von heute. Aber was die Minderheiten angeht, gerade diese dürfen doch wohl mit dem Hl. Paulus sprechen: „Bin ich doch der Geringste...., aber durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin!" (1. Kor. 15,9-10). Und damit gehören sie wohl nicht zu „den Schwachen".

Glauben Ew. Exzellenz, daß es katholischen Gläubigen für ihr christliches Wachstum eine besondere Hilfe ist, wenn man sie mit Bezugnahme auf ihre moderne Kommunionform, die sie, dem Mehrheitstrend folgend, übernahmen, als „die Starken" bestätigt und so in eine, wenn nicht alles täuscht, doch wohl bedenklich pharisäerhafte Position hebt, und wenn gleichzeitig dabei andere in die Ecke geraten als Schlußlichter auf dem Marsch in eine Fortschrittlichkeit, die dann doch nur eine andere Variante des sonst so oft gerügten „Triumphalismus" wäre?

Ew. Exellenz haben sicher recht mit der Kritik an Extremisten. Viele von uns sind auch nicht glücklich darüber, wenn immer gleich die Muttergottes bemüht wird, die irgend jemandem offenbart haben soll, sie sei gegen die Handkommunion. Sektiererhafte bei den einen und Säkularisierte bei den anderen kennen wir alle. Manches scheint mir da mitunter eine Niveaufrage zu sein. Aber rechtfertigt das, hinsichtlich der „Starken" und „Schwachen" zu pauschalisieren? Wenn ich z. B. hier in Essen zum Opus Dei gehe, finde ich es immer wieder bemerkenswert, daß dort nicht polemisiert wird. Aber das Knien und die Mundkommunion wird hier einfach still gelebt. Das ist, meine ich, Stärke. Und es scheint mir durchaus gut, daß es Christen gibt, die das durchhalten, die einfach ein stilles Zeichen setzen.

Es wird einem häufig entgegengehalten, daß die Kommunionform „doch nun wirklich nicht die Hauptsache sei". Das ist natürlich eine Binsenwahrheit. Der Verfall in der Glaubenssubstanz der Theologie namhafter Theologen ist weit weit schwerwiegender für die Kirche und ihre Gläubigen. Dennoch scheinen mir gewisse Phänomene, darunter die Handkommunion, nicht wenig symptomatisch für manche tieferen Zusammenhänge und Entwicklungen zu sein.

Ich kann mir nicht recht vorstellen, daß Ew. Exzellenz so gesprochen haben sollen, wie es dieser Predigtauszug, der ja eben ein Fragment ist, glauben machen mußte. Nachdem es kein Geheimnis mehr ist, für welche Kommunionform das Herz des Heil. Vaters schlägt, würde ja die Einordnung in „Schwache" und „Starke" selbst diesen treffen. Ich wäre daher dankbar, erfahren zu dürfen, ob Ew. Exzellenz sich mit dieser Wiedergabe identifizieren. Zur näheren Begründung meines Standortes darf ich in der Anlage die Kopie eines Artikels zu diesem Thema beifügen, den die Una-Voce-Korrespondenz vom Mai/Juni 1981 brachte. Ich habe mich bemüht, in diesem Artikel Simplifizierungen zu vermeiden und mich gegen gängige Mißverständnisse abzusichern.

Mit einer freundlichen Empfehlung bin ich Euer Exellenz sehr ergebener
gez. F. W. Schilling

Die Zeitschrift „Stimme des Glaubens" veröffentlichte als Meinung der Redaktion

(verantwortlich: Dr. Philipp Küble) folgenden Text („Vox fidei", 7980 Ravensburg, PF 2370, Heft 20, 17. Okt. 81):

1.) Man muß es dem Bischof zugute halten, daß er versöhnend einzuwirken sucht in die Gemeinden, in denen es gerade wegen dieser Frage viele Schwierigkeiten gibt.

2.) Positiv ist auch, daß er das Recht der Gläubigen unterstreicht, kniend auch die Mundkommunion zu empfangen. Aber gerade dieses Recht wird den Gläubigen in vielen Gemeinden verweigert. Die Kommunionspendung wird einfach so gehandhabt, daß dieses Recht verloren geht. In diesen Fällen genügt es eben von Seiten eines Bischofs nicht, gut zuzureden, sondern der Bischof hat zu regieren und solche Mißstände abzustellen.

3.) Der Hinweis, bei der Handkommunion könne man Christus genau so andächtig empfangen wie bei der Mundkommunion, geht an der Sache vorbei. Es geht nicht darum, was man alles kann, sondern wie es in der Praxis aussieht. Man kann auch im Bett Christus gläubig und ehrfurchtsvoll empfangen, z. B. wenn jemand krank ist, deshalb kann man nicht Betten in die Kirche stellen, damit Gläubige auch im Bett den Gottesdienst mitfeiern und die Kommunion empfangen können. Ebenso kann jemand die Hostien ehrfurchtsvoll in eine Tasche bergen oder in die Hosentasche stecken, z. B. im KZ-Lager, um nicht bemerkt zu werden, oder in einem russischen Arbeitslager; davon läßt sich jedoch kein Prinzip für die normale Praxis ableiten. Diese muß vom Bischof so geordnet werden, daß sie möglichst viel dem Glauben, der Hoffnung, der Liebe, der Ehrfurcht und Anbetung dient. Und tut dies die Handkommunion? Wer hier Zweifel hat, dem kann man nur empfehlen, irgendwo einmal eine Schulmesse zu besuchen. Nicht umonst — oder doch umsonst? — hat Kardinal Döpfner öffentlich erklärt, „man geht heute zur Kommunion, wie man das Weihwasser nimmt", und gegenüber dem früheren Erzabt von St. Ottilien, Suso Brechter, hat er erklärt, er würde die Handkommunion nicht mehr einführen.

4.) Dann heißt es (jetzt nicht bei Bischof Stimpfle, aber es gehört hierher), die Handkommunion sei praktischer. Das ist zuzugeben. Aber noch praktischer wäre es dann, wenn ein Körbchen mit Hostien — wie der Klingelbeutel — durch die Reihen ginge, denn das Heraustreten aus den Bänken und Zurückkehren ist auch nicht praktisch; und vielleicht wird einer es noch praktischer finden, gar nicht in die Kirche zu gehen, keine Kirchensteuer zu zahlen und sich überhaupt nicht um die Religion zu kümmern. Also dieses Prinzip führt in die Sackgasse. Übrigens so unpraktisch wie die heutige Doppelmöglichkeit war die Kommunionspendung in der ganzen Kirchengeschichte nie.

5.) Manche weisen — nicht Bischof Stimpfle — auf die Abendmahlspraxis hin. Wer so argumentiert, dem müßte man entgegenhalten, in der kleinen Runde des Abendmahlssaales hat es keinen Lautsprecher gegeben, also müssen die Lautsprecheranlagen aus den Kirchen verschwinden (Khomeini würde vermutlich so sagen).

Christus war im Abendmahlssaal mit seinen Aposteln zusammen, die ja den Rang von Bischöfen einnahmen, im kleinen Kreis; das kann doch nicht verglichen werden mit einer Pfarrgemeinde oder Großkirche, mit 700 Millionen Mitgliedern. Damit die Kirche jeweils in ihrer Zeit wirksam das Heil vermitteln kann, wurde ihr deshalb auch danach am Pfingstfest der Heilige Geist mitgeteilt. Was die Kirche in ähnlicher Größenordnung über Jahrhunderte hinweg praktiziert hat, ist doch eher maßgebend als der Abendmahlssaal.

Auch die Praxis der Kirche bis ins 10. Jahrhundert gibt keinen Grund her für

die heutige Handkommunion. Als die Christen in den ersten drei Jahrhunderten verfolgt wurden und heimlich in den Katakomben Messe feierten, nahmen sie die konsekrierten Hostien mit nach Hause, weil sie sonst zu lange der Kommunion hätten entbehren müssen. Also Verfolgungszustand, ähnlich wie im KZ oder in Arbeitslagern. Als dann die Kirche frei war, wurde auch die Mundkommunion immer mehr üblich. Und so, wie es zunächst aufgrund des mangelnden möglichen Kontaktes zwischen den Gemeinden unzählige verschiedene Ortsriten gab, die im Laufe der Zeit zugunsten eines einheitlichen Ritus' verdrängt wurden, so wurde auch die Handkommunion immer mehr aufgegeben.

Die Handkommunion, die bei uns praktiziert wird, stammt, wenn man die Einführung betrachtet, weder aus dem Abendmahlssaal, noch aus der Urkirche noch aus dem ersten christlichen Jahrtausend, sondern aus Holland.

Unrichtig ist auch, wenn jene, die am liebsten den Abendmahlssaal rekonstruieren und in jeder Gemeinde etablieren wollen, jenen Rückwärtsgewandtheit und Nostalgie vorwerfen, die von der Kirche der letzten Jahrhunderte etwas halten, während sie selbst gleich 2000 Jahre zurückgehen wollen (allerdings nicht in ihrem privaten Lebenswandel).

6.) Wenn schon Paulus in Anspruch genommen wird — Starke — Schwache —, dann wäre im Hinblick auf die heutige Praxis folgende Stelle doch wohl zutreffender (1 Kor 11,27—30): „Wer deshalb in unwürdiger Weise das Brot ißt oder den Kelch des Herrn trinkt, vergeht sich am Leib und Blut des Herrn.

Es prüfe sich jedermann, ehe er ißt von dem Brote und trinkt von dem Kelche. Denn wer nur so ißt und trinkt, der ißt und trinkt sich das Gericht, da er den Leib des Herrn nicht unterscheidet.

Deshalb sind unter euch viele Schwache und Kranke, und gar viele sind schon entschlafen."

7.) Der hl. Paulus sagt auch, er wolle niemand ein Ärgernis geben. Er sei zwar frei, aber er tue manches nicht, was ihm erlaubt wäre, um niemandem Anstoß zu geben. Nun könnten doch die Starken, die ja Handkommunion machen, dem Beispiel des hl. Paulus folgen und sagen, wir machen Mundkommunion, weil wir den Schwachen zu Hilfe kommen wollen und bei ihnen keinen Anstoß erregen möchten.

8.) Und die Starken, worin sind sie stark? Sind sie stark im Glauben, in der Gottes- und Nächstenliebe, in der Selbstentsagung, im Gebetseifer, in der Ehrfurcht? Sind sie so stark, daß sie gar nicht mehr sündigen und deshalb vor dem Kommunionempfang auch nicht mehr zum Beichten gehen, die kirchlichen Weisungen nicht beachten müssen, weil sie das in ihrer Stärke alles besser wissen, ja nicht einmal die Gebote ihnen etwas anhaben können? Ich fürchte, bei diesen Starken gibt es viel geistlich Halbstarke.

9.) Und was ist mit dem Papst und den 75 % der Bischöfe in der ganzen Welt, die die Handkommunion ablehnen? Und all die Männer und Frauen, große Heilige und Gelehrte darunter, von mehr als tausend Jahren Kirchengeschichte, die beim Vorkommen eines Sakrilegs Sühneprozessionen veranstalteten? Alles schwache Menschen, die unser Mitleid verdienen?

10.) Nach seinem Gewissen muß sich jeder richten und nach seinem Gewissen wird er gerichtet werden. Freilich darf er es nicht schuldhaft versäumt haben, sein Gewissen an den objektiven Normen zu bilden, sonst darf er einen solchen Anspruch nicht erheben. Wer aber von der Richtigkeit einer Sache überzeugt ist und daneben das Falsche sieht, hat auch die Pflicht, das Falsche beim Nächsten zu beseitigen zu helfen. Es geht also nicht, daß einer sagt, ich mache es so, und was die anderen machen, ist mir

Wurst. Und ist der etwa ein Skrupulant, der sich Sorge macht, daß Gott die rechte Ehre zuteil werde?

Könnten nicht die Bischöfe, wenn sie sich schon nicht in der Lage sehen, die Mißstände und Ärgernisse zu beseitigen, an das Volk appellieren und ihnen sagen: der Papst wünscht nicht die Handkommunion, die überwältigende Mehrheit der Bischöfe lehnt sie ab, Unfriede und Ärgernis wird durch sie gestiftet, kehrt um der Einheit der Kirche und um des Friedens willen wenigstens im Gotteshaus zur alten Ordnung zurück.

In derselben Nummer von „Vox fidei" wurde unter der Überschrift „Verunehrung beim Kommunionempfang unübersehbar" der folgende Leserbrief veröffentlicht:

Zwei Tage, nachdem eine Stellungnahme des Augsburger Oberhirten Dr. J. Stimpfle veröffentlicht wurde (DT 23. 9. 81), erfahre ich von einem Priester, daß in seiner Gemeinde in einem Gesangbuch eine Hostie gefunden wurde. Es ist kein Trost, sondern verschärft die Not, zu wissen, daß solche Fälle in Deutschland nicht selten geschehen.

Unbegreiflich, daß Bischof Stimpfle das schwerwiegende und entscheidende Argument gegen die Handkommunion nicht einmal erwähnt hat: die viel größere Gefahr der Verunehrung des Leibes unseres Herrn, eines Sakrilegs also.

Unser Heiliger Vater dagegen erwähnt nicht bloß die Zunahme der Ehrfurchtslosigkeit, er deutet sogar eine Mitschuld der Hirten der Kirche an: „In einigen Ländern ist die Handkommunion üblich geworden. Sie wurde von einzelnen Bischofskonferenzen erbeten und fand die Billigung des Apostolischen Stuhles. Es werden aber Stimmen laut über Fälle von bedenklichem Mangel an Ehrfurcht vor den eucharistischen Gestalten, ein Mangel, der nicht nur die eines solchen Verhaltens schuldigen Personen belastet, sondern auch die Hirten der Kirche, die es vielleicht an Wachsamkeit über das Verhalten der Gläubigen gegenüber der Eucharistie haben fehlen lassen" (Brief Papst Johannes Paul II. über die hl. Eucharistie an die Bischöfe, Gründonnerstag 1980).

Muß denn erst jeder Priester selber in seiner ihm anvertrauten Gemeinde solche schrecklichen Vorkommnisse erleben, daß Kinder mit geweihten Hostien spielen, daß Erwachsene sie in die Westentasche stecken, daß Hostien in Büchern gefunden werden? Und ist es nicht ein Zeichen tödlicher Glaubensschwäche, daß solche Geschehnisse Katholiken nicht mehr erschüttern? — Wie empfindlich reagieren wir, wenn man unsere Ehre angreift. Hier aber handelt es sich um Entweihung des Allerheiligsten.

Als Laien bitten wir doch unsere Oberhirten inständig, wieder jene Form des Kommunionempfanges obligatorisch zu machen, bei welcher derartige Sakrilegien kaum vorkommen.

Das sind nicht „irdische Dinge" oder „Äußerlichkeiten". Hier geht es um höchste Werte, um die treue Verwaltung der Geheimnisse Gottes!

Hilde Bayerl
Planeggerstr. 22 b
8000 München 60

Die „Deutsche Tagespost" veröffentlichte in Nr. 119 vom 6. Oktober 1981 eine Dokumentation zur Frage der Mund-und Handkommunion, die wir nicht zu publizieren brauchen, da es Auszüge aus dem Gründonnerstagsbrief des Papstes vom 24. II. 1980 und der Instruktion „Inaestimabile donum" sind, die wir in der UVK ja vollständig veröffentlicht haben. Außerdem ein Schreiben des Erzbischöflichen Ordinariates München vom 13. August 1969, in dem das Nebeneinander von beiden Formen des Kommunionempfanges in der bekannten Weise geregelt ist. Anschließend finden sich folgende Leserbriefe:

Gegenseitig tolerieren

Bezug: Bischof Dr. Josef Stimpfle, Augsburg, zur „Handkommunion" (DT Nr. 114 vom 22. 9. 1981) Da sind zunächst die „Schwachen" mit einem engen Gewissen. Es sind die Gläubigen, welche die Heilige Kommunion in der Haltung, kniend und in den Mund, empfangen wollen, wie sie ihnen seit einem frommen und eindringlichen Erstkommunionunterricht, also seit vielleicht 50 oder 60 Jahren, selbstverständlich ist.

Und da sind die „Starken", welche die zugestandene Freiheit annehmen, d. h. stehend kommunizieren und den Leib des Herrn auf der Hand empfangen.

Die bischöfliche Verlautbarung enthält allerdings auch für die „Schwachen" einige tröstliche und versöhnende Sätze.

1. Der Bischof gesteht den „Schwachen" das Recht zu, bei der alten Übung zu bleiben. Aber er müßte wissen, daß der knieende Empfang fast unmöglich ist, da es ja in den Kirchen so gut wie keine Kommunionbänke mehr gibt.

2. Auch die „Schwachen" — wie die „Starken" — gehören dem Herrn.

3. Er mahnt „Üben wir gegenseitig Toleranz. Lassen wir beide Haltungen zu". Aber es ist nun doch endgültig festgestellt: Wer die Heilige Kommunion nach der alten Ordnung, knieend und auf die Zunge empfängt, ist „schwach" und hat ein „enges" oder doch „engeres" Gewissen.

Was bleibt uns Betroffenen anders übrig, als dieses Etikett „schwach" mit Gelassenheit zu tragen?

Elvira Roeder, 7170 Schwäbisch Hall

Förmlich abgetrotzt?

Betr.: Bischof Stimpfle (DT vom 23. 9. 81): Recht hat Bischof Stimpfle, wenn er sagt, daß für den Kommunionempfang Ehrfurcht, Glaube und Liebe entscheidend sind. Und man darf auch sagen, daß Mundkommunion nicht eo ipso würdiger ist als Handkommunion. Auch soll hier über fremde Gewissen nicht geurteilt werden. Aber mit allem schuldigen Respekt müssen wir, die wir bei der Mundkommunion bleiben, die These zurückweisen, daß wir die „Schwachen" (im paulinischen Sinne) sind. Es müßte auch Bischof Stimpfle schon aufgefallen sein, daß weit mehr Mut zur Mundkommunion als zur Handkommunion gehört. Denn einem Trend nachgeben und „zeitgemäß" oder „modern" sein, war schon immer leichter, als zu widerstehen oder beim „alten" zu bleiben. Es kostet schon allerhand, sich immer wieder nachsagen zu lassen, man sei „vorkonziliar" oder „konservativ" oder gar „traditionalistisch" oder nun auf einmal auch „schwach"! Zudem sollte Bischof Stimpfle wissen, daß die Handkommunion aus Holland kam und Symbol für den von dort her um sich greifenden Glaubensschwund bezüglich der Realpräsenz ist. Immerhin schrieb Paul VI. im Blick auf Holland eine Eucharistie-Enzyklika; und die Erlaubnis zur Handkommunion wurde von Rom förmlich abgetrotzt! Vor allem aber: Sind die Orthodoxen etwa, so möchte ich Bischof Stimpfle fragen, auch „schwach"? Wer wollte das zu behaupten wagen nach all ihrer großartigen Bewährung in den letzten Jahrzehnten. Die Orthodoxe Kirche aber lehnt die Handkommunion ebenso ab wie die Fälschung der Wandlungsworte in „für alle"! Mit alledem schütten wir den Graben zur Ortodoxen Kirche nicht zu, sondern reißen ihn neu auf; fügen also dem „filique" neue Hindernisse hinzu!

H. Reissner, 4000 Düsseldorf

Und die Beichte?

Bischof Dr. Josef Stimpfle zur „Handkommunion" (DT v. 23. 9.) Den Auszug aus der am 13. Sept. von Bischof Stimpfle gehaltenen Predigt mußte ich

mehrmals lesen. Aber jetzt weiß ich: Es gibt die „Starken" und die „Schwachen". Für diese Definition können wir nur dankbar sein. Da brauchen wir uns natürlich nicht zu wundern, daß vom Bußsakrament so wenig Gebrauch gemacht wird. Nur die „Schwachen" laufen natürlich noch zur Beichte, die „Starken" haben das nicht nötig.

Walter v. Hermanni 3206 Lamspringe

Nicht gefordert

Die Deutsche Tagespost, Nr. 114 vom 23. September 1981, brachte einen Auszug aus der Predigt von Bischof Dr. Josef Stimpfle, Augsburg, gehalten beim Pontifikalamt in St. Michael, Krumbach, am 13. September 1981. Der Bischof warnt zu Recht vor einer Spaltung und der Geringschätzung der anderen, es ist auch richtig, daß es auf die innere Einstellung ankommt beim Kommunionempfang. Aber die äußere Haltung drückt doch irgendwie auch eine innere Einstellung aus. Wenn z. B. ein gesunder Mensch während der ganzen hl. Messe sitzen bleibt, so hat er entweder keine Ehrfurcht, oder er begreift nicht, was auf dem Altar geschieht. Es gab überhaupt keinen triftigen Grund, von der bisherigen Form abzuweichen, die Masse des gläubigen Volkes hat es auch nicht gefordert. Mutwillig, oder zumindest leichtfertig wurde somit eine Spaltung in Kauf genommen. Neuerungen haben wir viele bekommen, aber wo bleibt die Erneuerung, auf die es doch letztlich ankommt?

Edmund Hens, 5541 Ormont

Wegen Äußerlichkeiten

Zum Auszug aus der Predigt von Bischof Dr. Stimpfle zur Handkommunion. DT Nr. 114, 23. 9. 81.: Schon lange habe ich mich gewundert, daß im Zusammenhang mit der Problematik der „Hand- und Standkommunion" man nicht einmal auch an die denkt, die gegen ihr Gewissen „mitmachen", weil die anderen es auch so tun. Daß sie damit sündigen, sagt nicht nur der hl. Paulus, sondern auch Bischof Stimpfle in seiner Predigt. Erwartet nun der Bischof, daß all die „Schwachen", die aus Schwachheit gegen ihr Gewissen sündigen, jetzt auf einmal stark genug seien,nach Jahren der Gewöhnung ihrem Gewissen zu folgen und sich inmitten einer stehenden „starken" Gemeinde hinzuknien? Verlangt er von den Schwachen die Hochherzigkeit der Demut, zu zeigen, daß sie zur Kategorie der Schwachen gehören?

Der hl. Paulus dagegen wendet sich an die „Starken". Ihnen mutet er zu, daß sie auf die Freiheit, die ihr starkes Gewissen ihnen gewährt, aus Liebe verzichten, um die Schwachen nicht zur Sünde zu verführen. „Wenn ihr euch so an den Brüdern versündigt und ihr unsicheres Gewissen verwundet, versündigt ihr euch an Christus." (1. Kor 8,8—13.)

Dürfte ich bei dieser Gelegenheit heute einmal fragen: Warum hat man doch, wie Bischof Stimpfle sagt, „wegen Äußerlichkeiten" solch eine Spaltung hervorgerufen? — Als die Kirche die Mundkommunion gebot, tat sie es um des Heiligtums willen, um Sakrileg und ein Verlorengehen von Partikeln möglichst zu vermeiden. Und heute ist man so „stark im Gewissen", daß man dem Allerheiligsten diesen Schutz rauben kann?

L. Akermann, 7321 Wäschenbeuren

Am 13. Oktober 1981 erschienen weitere 2 Leserbriefe in der „Deutschen Tagespost":

„Schwach" und „stark"

Zu DT 114/81: Als der Papst Johannes Paul II. in Frankreich war, hat er sich auf die Seite der „Schwachen" gestellt und den Starkseinwollenden die hl. Kommunion nur in den Mund gereicht. In Deutschland galt ein anderes Gesetz.

Wo steht, daß Paulus sich zu den Starken zählte?

Heinrich Hamer, 6720 Speyer

Richtungsweisend?

Betr.: DT Nr. 114 vom 23. 9. 1981, Auszug aus der Predigt des Bischofs Dr. Josef Stimpfle zur „Hand-Kommunion".

Meine 1. Frage richtet sich an die Redaktion der DT: Was bezwecken Sie mit der Veröffentlichung dieses Predigtauszugs? Erscheint er Ihnen richtungsweisend für die nachkonziliare Pastoral?

Meine 2. Frage richtet sich an den Prediger. Wie kommt er zu der Behauptung, daß Paulus sich zu den „Starken" zählt? (vgl. 1 Kor 4,10) Oder ist Röm 15,1 gemeint? Warum werden dann in der Predigt die „Schwachen" unterschwellig verspottet?

Dr. Otto Palm, 4402 Greven

Die „Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln", Nr. 43 vom 23. Oktober 81, brachte folgende Leserstimme:

Keine Handkommunion

Zu: „Handkommunion verteidigt", Nr. 40, S. 21

Ist das wirklich die Formulierung von Bischof Stimpfle? — Dann kann ich nur sagen: Wohl den „Schwachen", die gegen den Strom schwimmen müssen, denn der Herr wird ihnen Kraft geben. Wehe den „Starken", die mit dem Strom schwimmen, denn sie werden (gewollt oder ungewollt) zur fortschreitenden Ehrfurchtlosigkeit gegenüber dem Allerheiligsten beitragen. Haben die Bischöfe den Mut, Priester und Gläubige zu bitten, persönlich erlebte Fälle von Sakrilegien und Verunehrungen der Eucharistie einer „Kommission" zu melden, damit bekannt wird, um wieviel Prozent nach Einführung der neuen Kommunionpraxis diese angestiegen sind?

Nicht nur der Gläubige, auch jeder Priester muß „das Recht und die christliche Freiheit" haben, aus Gewissensgründen die Handkommunion zu verweigern.

Anne Kalkmann, Neuss

Noch einige Anmerkungen zum Eucharistischen Kongreß

Von Andreas Schönberger

Wir möchten auf Grund von Berichten in der Zeitschrift „L'homme nouveau" vom 2. - 16. 8. bzw. 6. 9. 81 und in „La Documentation Catholique" vom 9. 8. und 6. 9. 81 einige Anmerkungen zu einem Ereignis machen, das — je nach dem Standpunkt des Beschauers — die unterschiedlichsten, ja vielleicht sogar gegensätzlichsten Beurteilungen erfahren hat.

Absolut optimistisch, um nicht zu sagen, trimphalistisch äußerte sich der Kardinalerzbischof von Marseille und Vorsitzende der Französischen Bischofskonferenz, Roger Etchegaray, in seinem Bistumsblatt. Demnach — und wie könnte das auch anders sein! — war der Kongreß in jeder Hinsicht tadellos und perfekt! Der Erzbischof von Lyon, Kardinal Renard, sah neben viel Licht auch einige kleine Schatten: zu lange „Eucharistiefeiern" wegen zuvieler „Homilien", mehr zur Zerstreuung als zum Gebet anregende „szenische Spiele", zu häufige Wiederholung von „Kehrversen".

„Das Wunder von Lourdes" überschrieb Marcel Clément seinen Leitartikel im „L'Homme nouveau". Clément, ausgezeichneter Journalist, hervorragender Laie und ein um die Kirche in Frankreich hochverdienter Mann, ist stets bestrebt, religiöse Ereignisse vom übernatürlichen Standpunkt aus zu betrachten. Das läßt ihn bisweilen die rauhe Wirklichkeit vergessen. Im Fall von Lourdes bediente er sich allerdings diplomatischer Kunstgriffe. Da er der Wahrheit nicht untreu werden will, berichtet er sozusagen auf zwei Ebenen: Einmal auf der Ebene der Fakten, die er als die Hindernisse des Kongresses bezeichnet, und zum anderen auf der weit weniger gesicherten Ebene des subjektiven Erlebnisses, die ihn zu der Überschrift: „Das Wunder von Lourdes" und zu folgender Bewertung führt: „Dieser 42. Eucharistische Kongreß, Kongreß der Hundertjahrfeier seiner Gründung, geriet auf verschiedene Weise in Gefahr, und dennoch, Maria, die Mutter der Kirche, hat ihn in den Seelen zu einem geistlichen Ereignis gemacht, zu einer übernatürlichen, unvergleichlichen Erweckung...". Hauptwerkzeuge dieses geistlichen Erfolges waren nach Clément der Papst und sein Legat. Gefährdet war der Kongreß durch materielle, ideologische und in den Umständen liegende Hindernisse. Als materielle Hindernisse bezeichnet Clément die Wahl von Lourdes — „auf keinen Fall ein für einen Weltkongreß geeigneter Ort" — und die Auswahl der Teilnehmer (wir berichteten darüber in Heft 3/1981, S. 196 ff. unter der Überschrift: „Kongreß einer neuen Religion?"). Neben anderen Faktoren, wie dem Ausbleiben des Papstes, führte letztere auch dazu, daß die ursprünglich vorgesehene Teilnehmerzahl von 60000 Menschen bei weitem nicht erreicht wurde. Nach einer in „La Documentation Catholique" veröffentlichten Zahl waren es 27048, darunter 16116 Franzosen und etwas mehr als 300 Kardinäle und Bischöfe.

Die „ideologischen Hindernisse" des Kongresses sieht Clément in der den materiellen Bedürfnissen eingeräumten Priorität, in der Mehrdeutigkeit des Wortes „Eucharistie" und in der Blockierung der Realpräsenz durch die Verfolgung ethisch-sozialer Ziele. Einleitend bemerkt er hierzu: „Alle die in Lourdes den Kongreß nach den verschiedenen Richtungen hin verfolgten, haben die Sache zwar auf jeweils andere Weise empfunden, sind aber zu der gemeinsamen Schlußfolgerung gelangt: Zu dem Eindruck nämlich, daß mehrere 'Geister' diesen Kongreß vorbereitet hatten. So als hätte das Schlüsselwort: 'Brot gebrochen für eine neue Welt' zahlreiche, oft verschwommene, bisweilen miteinander unvereinbare Bedeutungen gehabt. Welches Brot? Das des Leibes oder die Eucharistie? Welche neue Welt? Die einer bestimmten irdischen Politik oder die des Kreuzes und der Auferstehung? Beides zusammengenommen: Doch in welcher Ordnung und mit welcher Gewichtung?"

Hier ist nun vielleicht der Platz, einen von „L'Homme nouveau" veröffentlichten Leserbrief wiederzugeben, der eine Korrektur des Leitartikels von Marcel Clément darstellt und offenbar auch als solche akzeptiert wird. (Übrigens ein schönes Beispiel für die Objektivität und Wahrheitsliebe von Marcel Clément!)

„Soeben habe ich Ihren Artikel mit der Überschrift 'Das Wunder von Lourdes' gelesen. Er ist geschickt, zu geschickt! Sie beginnen mit der Aufzählung von Hindernissen, zu denen Sie kühn das schlechte Wetter, die Abwesenheit des Papstes, die wirklich nicht von den Organisatoren abhingen, sowie die dem Kongreß vorausgegangene Siebung der Teilnehmer und die Mehrdeutigkeit des Kongreßthemas rechnen, die nun ihrerseits in der Hand der Organisatoren lagen. Kurz gesagt, Ihr Kunstgriff mit dem Wort „Hindernis" führt

zu der Annahme, die von den Organisatoren begangenen Irrtümer seien ebenso unausweichlich und von ihnen genau so wenig zu vertreten wie das schlechte Wetter oder die Virusinfektion des Papstes. Sicherlich haben Sie Ihre Gründe dafür...

Was mich angeht, der ich den Kongreß nach allen Richtungen hin miterlebt habe, so kann ich Ihnen sagen, daß es keinen gemeinsamen Nenner für die unkontrollierbaren Umständen zu verdankenden Hindernisse und die unbestreitbar vorbereiteten Handicaps gibt. Vielleicht wollen Sie diesen Brief nicht veröffentlichen. Doch ich schreibe Ihnen trotzdem. Das Herz ist mir so schwer.

Ganz bewußt hat man den übernatürlichen Sinn des eucharistischen Brotes verdecken wollen durch den natürlichen, oder genauer, den sozialen Sinn, der viele Aspekte prägte. Am 17. Juli, dem Tag der Katholischen Aktion der Arbeiter, war die Einleitung der Feier wie folgt abgefaßt: 'Willkommen, ihr Arbeiter von Lourdes, Frankreichs, der ganzen Welt. Ihr kennt den Preis des Brotes, das geknetet und verdient werden muß, den Preis einer neuen Welt, wenn es gilt, sich zu schlagen für mehr Liebe, Gerechtigkeit und Freiheit'. Und im Laufe der Zelebration vereinigten sich zwei Spruchbänder, eines mit Aufschriften des Arbeiterkampfes, das andere mit den Worten des Evangeliums. Wie soll ein derartiges Gemisch zwischen dem Geheimnis der Realpräsenz und der ideologischen Propaganda denen nicht zum Ärgernis werden, die zum Kongreß gingen, um dort Gott zu finden und nicht die Fortführung von Wahlkampf- und Gewerkschaftsthemen, für die es andere Plattformen gibt?

Was der zweite Teil Ihres Artikels sagt, ist richtiger. Es stimmt, daß trotz der Hindernisse, verursacht durch die Umstände und die Organisatoren, ein Hauch von Übernatur spürbar wurde. Ich, der ich verletzt war und wütend wegen der Politisierung des Kongresses, hatte plötzlich das Gefühl der Befreiung, als ich die inspirierten Worte von Mgr. Gantin hörte. Mein Zorn ließ nach und ich konnte endlich beten.

Sie werden, hoffe ich, den Freimut meines Berichtes verzeihen. Er ist weniger diplomatisch als Ihrer. Doch ich wünsche so sehr, daß man in der Kirche Frankreichs endlich die Wahrheit sagt. A. V."

Soweit der Leserbrief. Er enthält auch einen Hinweis auf die spezifisch liturgische Seite des Kongresses. Bedauert wurde jedenfalls, und zwar sogar von Abbé Richard, einem bedingungslosen Verfechter der neuen Liturgie, „das Fehlen der großen lateinischen Gesänge, die Paul VI. so sehr wünschte, um die katholische Einheit auszudrücken".

Ganz liturgische Fragen gewidmet war ein Referat von Prof. Dr. Balthasar Fischer, Trier. Es bedarf sicherlich einer besonderen Behandlung. Beiläufig erwähnt wurde die Liturgie auf dem dem Kongreß vorausgehenden Symposium in Toulouse, und zwar von P. Marcello de Carvalho Azevedo, S. J., Direktor des Kulturzentrums von Brasilia. Sein Thema lautete: „Eucharistie, Kultur, Wirtschaft und Glaube". In dem Vortrag war die Rede von „Enkulturation" und „Inkulturation". Dabei bezeichnet „Enkulturation", wie es in einer Fußnote von „La Documentation Catholique" heißt, „den Prozeß, durch den eine Person eingebettet wird in ihre eigene Kultur". „'Inkulturation' ist eine sprachliche Neubildung der theologischen Anthropologie."

Man gebraucht ihn „in dem spezifischen Sinn einer Einbettung der christlichen Botschaft in eine Kultur."

Im Rahmen seiner Ausführungen erklärte P. Azevedo u.a.: „Der Exklusivismus der europäischen und mediterranen Kultur, der versucht hat, die Einheit der Kirche auf die Uniformität der Riten, die Erziehung des Klerus und der

Jugend und auf den juridischen und kanonischen Weg zu gründen, hat uns eine begrenzte Perspektive der Eucharistie beschert. Ihr (gemeint ist die Eucharistie) *Inhalt* und *ihr liturgischer Ausdruck* (Hervorhebung durch uns) müßten, scheint mir, *von Grund auf neu überdacht werden* in unseren Ländern. Im Lichte dieser Wiederentdeckung der lateinamerikanischen Kulturen und ihrer Neubewertung angesichts des übermächtigen Druckes der Modernität. Bei aller Berücksichtigung der Dimensionen des Opfers, des Sakramentes und des Memorial in der Eucharistie ist es vor allem die Realität der Kommunion, die ihren Ausdruck kultureller Einwurzelung finden muß, sei es auf der inneren Ebene jeder Kultur, sei es auf der internationalen Ebene der Aufnahmebereitschaft und des Austauschs. Diese Kommunion führt zunächst zur Forderung der Gemeinschaft. *Die kirchlichen Basisgemeinschaften* (im Text hervorgehoben) sind eine Antwort darauf. Doch sie dürfen nicht als die einzig mögliche Antwort verstanden werden."

Und an anderer Stelle des Vortrages heißt es: „Die Uniformität als Grundlage der katholischen Einheit, effektives Ergebnis des Konzils von Trient, hat den verschiedenen Regionen der Welt die *homogene Strenge einer Liturgie und einer rituellen Symbolik aufgezwungen* um den Preis der Opferung ihrer Vergangenheit und der lebendigen Strebungen ihrer Völker. Diese gleiche Uniformität sollte auch umgesetzt werden in die institutionelle Organisation der Kirche überall in der Welt und ebenso in eine Ausbildung des Klerus, die ausschließlich auf römischen Vorbildern beruhte. Man könnte sagen, diese Ausbildung sei mehr zum Garant für eine soziologische Treue geworden als einer Glaubenstreue. Diese Uniformität wurde schließlich verstärkt durch die Struktur und das Verhalten der Orden und Kongregationen, die den Einfluß der Kirche homogener und europäischer gestalteten, sei es durch die Ausbildung ihrer Mitglieder, sei es durch die Art der Erziehung, die sie fast überall in ihren Schulen anboten. Erst vor kurzem ist sich die Kirche in mehreren Ländern Lateinamerikas ihrer Situation der Verfremdung in bezug auf das Volk bewußt geworden, ihres Zustandes als elitärer und minoritärer Macht, und bisweilen, könnte man hinzufügen, als Werkzeug der Entfremdung dieses Volkes."

Abgesehen von den sachlichen Unrichtigkeiten dieser Ausführungen (hat erst das Konzil von Trient die lateinische Liturgie geschaffen?) und ihrem bisweilen marxistischen Zungenschlag: Ist es übertrieben, sie als an eine neue, schwere Bedrohung einer Liturgie zu werten, die sich keineswegs von den Schlägen der letzten Reform erholt hat?

Überlegungen zu einem Kongreß

Es waren also einige lateinische Gesänge in Lourdes während des Internationalen Eucharistischen Kongresses im letzten Sommer zu hören und eine Flut von französischen, die mächtige Verstärker über den Kopf der Pilger ergossen. Es hat keine in lateinischer Sprache gefeierte Messe gegeben, dafür aber Messen in französischer, deutscher Sprache, englischer, italienischer, usw. Jede Sprachengruppe sah sich sozusagen aufgefordert, sich von den anderen abzusondern, um das Sakrament der Einheit zu feiern. So sieht das Gesicht aus, das die Kirche durch den Willen der Organisatoren dieses Eucharistischen Kongresses in Lourdes annehmen mußte. Einmal mehr wurde die unmittelbare Einheit der

gemeinsamen lateinischen Gebete und Gesänge ersetzt durch die *Vorstellung*, die sich ein jeder von der Einheit der Kirche machen konnte, d.h. durch einen intellektuellen Vorgang.

Wie konnte es so weit kommen? Man gibt nicht eine jahrhundertealte, liturgische Sprache und die entsprechenden Gesänge preis ohne schwerwiegende, zwingende Gründe. Allein die Gewißheit, damit ein höheres Gut zu erreichen als das zurückgewiesene, konnte eine solche Entscheidung rechtfertigen, und dieses Gut durfte nur das Wohl der Seelen sein. Und so betonte man gleich nach Konzilsende die Notwendigkeit, die Liturgie den Gläubigen zugänglicher zu machen, indem man die Alltagssprache übernahm. Man erhoffte sich davon eine missionarische Begeisterung wie noch nie, die die Kirchen füllen und Christus allen Menschen bringen würde.

Siebzehn Jahre sind vergangen: Kirchen haben sich geleert (und nicht nur in Frankreich), die religiöse Praxis hat in erschreckenden Ausmaßen abgenommen, die Priester- und sonstigen geistlichen Berufe sind versiegt und das den Landessprachen in der Liturgie eingeräumte Monopol hat schließlich zum Gegenteil des erwarteten Resultats geführt. Gewiß, auch andere Ursachen haben zu dieser Dekadenz beigetragen. Doch die Preisgabe des sprachlichen und musikalischen Erbes der Kirche hat in Verbindung mit der Änderung der Riten dabei eine beträchtliche Rolle gespielt, weil sie an die Ausdrucksform selber des Betens der Gläubigen rührte und weil sie die Verbreitung der Lehrabweichungen des Nach-Konzils ermöglichen sollte.

Una Voce

(Leitartikel der französischen „Una Voce", Nr. 99, Juli/August 1981)

Geheimnis der Bosheit

Im folgenden hat Dr. Andreas Schönberger einige Texte zusammengestellt, die ein erschreckender Beleg sind für die destruktive Arbeit vieler Theologen, wie sie vor allem auch im Zusammenhang mit dem diesjährigen „Eucharistischen Kongreß" in Lourdes in Erscheinung getreten ist.

Der Leitartikel von Abbé Luc. J. Lefèvre für die Nr. 192 (Juli 1981) der Zeitschrift „La pensée catholique" ist ein regelrechter Alarmschrei. Der Vorbereitung des Eucharistischen Kongresses in Frankreich gewidmet, wendet er sich gegen die Verletzungen der Eucharistielehre der Kirche, wie sie dabei in Erscheinung treten:

„Mit Hochdruck hat man in Büros und Werkstätten gearbeitet, die von den bischöflichen Kommissionen und der theologischen Kommission des Internationalen Eucharistischen Kongresses abhängen. Zwar schöpft man keineswegs seine Eingebung aus den Dokumenten Roms, sondern bezieht sie ausschließlich aus dem theologischen Basisdokument des Episkopates, der durch seine eigenen Mehrdeutigkeiten in bezug auf das katholische Priestertum, auf die Begriffe Opfer, Transsubstantiation und Realpräsenz, die Tore dafür weit geöffnet hatte. Und alle unsere Experten haben sich hier ein Stelldichein gegeben, um Tausende von Seiten hervorzubringen (zahlreiche Bücher, Beiträge in Zeitschriften und Illustrierten), in denen es von 'Ideen' wimmelt, die im Widerspruch stehen zur geoffenbarten Wahrheit. Mit vollen Händen wurden Schriften ausgestreut, in denen in mehrdeutigen Begriffen formulierte Theorien an die Häresie grenzen oder in der echten Irrlehre enden. Welche Ölpest neuer Art, alles

überschwemmend, zerstörerisch und erstickend, so daß sogar die widerstandsfähigsten Theologen davon *krank werden können!*

Seit fünfzehn Monaten wurden wir buchstäblich eingetaucht in den intellektuellen und moralischen Relativismus bis hin zum 'Alles ist erlaubt'. Alle diese mit beeindruckenden Titeln überladenen Experten sind sich natürlich bewußt, bei ihrem Werke unterstützt zu werden nicht nur durch die Bischöfe, sondern auch von jener 'Intellektuellen'-Armee, die, angefangen von einem Herrn Fesquet bis hin zu Kardinal Pellegrino durch eine Menge von Federfuchsern hindurch — von 'rechts' —, sich nicht mehr genieren, dem Papst Vorhaltungen zu machen und ihn zur Ordnung zu rufen, indem sie seiner traditionellen Theologie die ultramodernen französischen Hirngespinste entgegensetzen.

Leser erwarteten seit Monaten Berichtigungen, harte Kritiken, Widerlegungen... Zuviel ist zuviel! Unmöglich ist die Diskussion. Unmöglich ist heute der brüderliche Dialog, wenn sich in Wahrheit zwei zur Schlacht geordnete Kriegsheere gegenüberstehn. Der Kampf ist hart. Wir werden dabei vielleicht unsere Haut verlieren...Gott helfe uns!"

Diese beiden Armeen sind die des „Geheimnisses der Frömmigkeit", die bekämpft wird von der des „Geheimnisses der Bosheit", wie Abbé Luc. J. Lefèvre weiter ausführt: „Ist das nicht ein Anlaß, uns mit dem Neuen Testament und der gesamten Tradition daran zu erinnern, daß das *Geheimnis der Frömmigkeit,* wie der hl. Paulus das Geheimnis der Heiligen Eucharistie nennt, sich nur durchsetzt in einem beständigen Kampf gegen das *Geheimnis der Bosheit,* das immer am Werke ist? Wir vergessen heute zu sehr die Macht dieses Gegenspielers, eine so große Macht, daß unsere einzige Zuflucht gegen sie Christi Macht ist...". Und er schließt: „Die Leute mag man verspotten... das Volk Gottes... die Konzilien und die Päpste. *Gott aber läßt seiner nicht spotten.*"

Als Kostprobe aus der Literatur, gegen die der Direktor der „Pensée catholique" zu Felde zog, haben wir aus der Artikelsammlung der der Eucharistie gewidmeten Sondernummer der Zeitschrift „La foi aujourd'hui" (Paris, Bayard-Presse, 1981) einige besonders aufschlußreiche Stellen ausgewählt. Diese Ausgabe enthält die anläßlich der Vorbereitung des Eucharistischen Kongresses veröffentlichten Texte. „Denn", heißt es einleitend, „die Masse der vor allem von unseren Freunden des Nationalzentrums für religiöse Unterweisung (C.N.E.R.) geleisteten Arbeit verdiente es nicht, nach Kongreßende der Vergessenheit anheim zu fallen." Die Mehrzahl der Texte versucht die derzeitigen Auslegungen mit dem beklagenswerten Zustand zu rechtfertigen, in dem sich eucharistisches Denken und Leben in den vorausgegangenen Jahrhunderten befunden haben sollen. So etwa im Zusammenhang mit dem ersten Eucharistischen Kongreß im Jahre 1881:

„Im Jahre 1881 eine in einer feindseligen Gesellschaft belagerte Kirche, eine Kirche, in der das eucharistische Leben hin- und hergezerrt wird zwischen einer sklerotischen Messe und einem Urwald von Frömmigkeitsübungen (sic!). Im Jahre 1981 eine Kirche, die 'der Welt präsent' sein möchte". Unter diesen Umständen fragt man sich, wieso es zu der bekannten missionarischen Ausbreitung der Kirche kommen konnte in diesem so jammervollen 19. Jahrhundert! Doch gehen wir weiter:

„Da sich gleichzeitig die Vorstellung verbreitet, die Vermehrung der Anzahl der Messen vermehre auch deren Wohltaten, erlebt man eine Vervielfachung der Messen (...)". Die Methode ist klar: Implizite handelt es sich um eine irrige Vorstellung, „die sich verbreitet hatte", während es in Wirklichkeit die Lehre der Kirche selber ist! Doch es kommt

noch besser:

„Im Ganzen gesehen, ist die Messe zu einer entfernten und unbegreiflichen Zeremonie geworden, welche den Glauben der Christen nicht mehr nährt. Angesichts solcher Abweichungen (sic!) ist die Notwendigkeit einer Reform offenkundig. Mehrere Versuche in dieser Richtung folgten zum Ende des Mittelalters aufeinander. Der Luthers hat gewaltige Konsequenzen nach sich gezogen. die ganzen Bemühungen des Vaters des Protestantismus waren darauf gerichtet, den Christen die Eucharistie zurückzugeben".

Unser Pech ist nur, daß es sich dabei nicht mehr um die gleiche Eucharistie handelt wie die der katholischen Kirche. In der Tat empfindet der Verfasser des fraglichen Artikels nur Verachtung für die Eucharistieauffassung der Kirche, und er spricht von ihr in folgenden Worten: „Diese maßlose Verherrlichung der Realpräsenz verdrängt die glaubende Gemeinde völlig". Denn — unsere Leser werden das schnell begreifen, — entscheidend ist jetzt „die Gemeinde, die feiert,", wie man heute sagt. Daher: „Die Eucharistie des ausgehenden Mittelalters reflektiert eine zwar vielleicht zahlreiche, aber ungenügend katechetisierte und von religiösen, ihres Sinnes beraubten Übungen verzehrte Christenheit. Die Eucharistie der letzten Jahrhunderte ist die einer durch die Trennung von Kirche und Staat geschwächten Kirche, deren Hauptsorge es ist, sich gegenüber ihren Gegnern zu behaupten."

Die Kirche unseres Jahrhunderts ist demnach nicht mehr „darum besorgt, sich zu behaupten"? Das sind die Klischees, auf denen die neue, in Frankreich ausgedachte Eucharistielehre beruht. Die Methode ist immer die gleiche: Man karikiert oder verdreht die Vergangenheit, indem man sich abgedroschener Klischees bedient, um dann die Schönheiten der derzeitigen Auffassungen und Praktiken herausstellen zu können. Ein Vorgehen, das jene entehrt, die es gebrauchen.

„Der Gründonnerstag profaniert". Unter dieser Überschrift berichtet das „Bulletin d'information de l'Entente catholique de Bretagne" vom Mai/Juni (Nr. 49):

„Am Gründonnerstag leitet in der Kathedrale von Nantes Mgr. Vial eine skandalöse Zeremonie, bei der die jugendlichen Teilnehmer eine einmalige Antiphon gesungen haben. Der Verfasser derselben, Abbé Debrynne, sagt darin von der Kirche: *„Alte Dame, sie pudert sich mit Reis, schminkt sich eine Festmiene an. Aber das auf ihre Lippen aufgetragene Rot sieht nach Sauertöpfigkeit aus, und noch trauriger wirkt sie unter ihrem vergilbten Hut. Gott, sage mir: Zählst du wirklich auf diese alte Dame, um die Jugend aufzufordern zum Tanz?"*

Die Kirche Christi zu vergleichen mit einer alten, grimassenschneidenden und geschminkten Koketten, verursacht Übelkeit. Der Priester, der die Schändlichkeit begangen hat, der Bischof, der sie bereitwillig mit anhörte, sind sie noch katholisch?"

Soweit die Auszüge aus Heft 99, Juli/August 1981 der „Una Voce". Zu den letzten Ausführungen dürfen wir auf unseren Beitrag „1000 Gitarren für Gott" (Una-Voce-Korrespondenz Nr. 4, Juli-August 1981, S. 239) verweisen, aus dem hervorgeht, daß die seltsame Antiphon des Abbé Debrynne auch in der Auskunftsbroschüre betreffend das „Projekt — 1000 Gitarren für Gott" im Zusammenhang mit dem Internationalen Eucharistischen Kongreß figurierte. Wie dieses „Festival" im einzelnen ablief, ist uns nicht bekannt. Lediglich im Paulinus Nr. 30/1981 fanden wir folgenden Hinweis, den wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen:

„Attraktion für die Jugend waren eine nächtliche Bergbesteigung auf den Pic Déjer, die zunächst wegen des schlechten

Wetters verschoben werden mußte, und musikalische Begegnungen wie der Abend 'Tausend Gitarren für Gott'. Die rund 10000 Jugendlichen aus allen Nationen, die in dem in 13 Dörfer eingeteilten Zeltlager untergebracht sind, suchen ihre Einheit vor allem in verbindendem Gesang, in Chansons, die jeder in seiner Sprache mitsingen kann. Gerade dieser Gesang ist es, vor denen der Organisator des Zeltlagers, Gaetan de Courrèges, die Jugendlichen im Alter zwischen 16 und 25 Jahren warnt: 'Mißtraut den Gesängen, denn sie sind verführerisch wie Sirenen. Was ihr hier finden sollt, ist das 'wahre Wort Gottes', das euch auf den Weg zum Glauben führt. Euch, die ihr die ersten Christen des Atomzeitalters seid. Das hier ist kein *Bierfest* (Hervorhebung durch uns), sondern ein Rastplatz für Nomaden des Glaubens wie Sichem in der Bibel', wiederholte er immer wieder".
Er hatte offenbar Grund dazu!

Lateinische Sprache in der Elfenbeinküste

Von Franz Bühler

Daß das Kirchenlatein auch im heutigen katholischen Afrika keine vergessene Sprache ist, sondern sich im Gegenteil einer bewußten Pflege erfreut, bewies mir ein Erlebnis, von dem ich hier kurz berichten möchte. Ein paar Ferientage führten mich letzten Sommer nach Abidjan, der Hauptstadt der Elfenbeinküste, wo ich am Himmelfahrtsfest Mariens Gelegenheit hatte, an dem vom dortigen Erzbischof, Mgr. Bernhard Yago, zelebrierten Hochamt vor der Kathedrale (das Gotteshaus konnte die Menge der Gläubigen nicht fassen) teilzunehmen. Wie groß war mein Erstaunen, als die Schola die (vom Volk kräftig mitgesungene) Missa de Angelis anstimmte und auch das Proprium auf Latein zu Gehör brachte — dies in einer Qualität, die dem Vortrag eines geschulten europäischen Chors vollkommen gleich kam. Gewiß vollzog sich die Hl. Messe nach dem neuen Ritus; neben den lateinischen Gesängen vernahm man auch Lieder in französischer Sprache; aber das altvertraute Latein war es, das diesem, für mich denkwürdigen Gottesdienst das Gepräge gab. Dieses Geschehnis erinnerte mich an eine Begebenheit, die ich in Rom anläßlich des Konzils hatte. Im Gespräch mit afrikanischen Bischöfen englischer Zunge erklärten mir diese Oberhirten, das Latein bilde für sie nicht nur den spirituellen Bezug zur weltweiten Kirche Roms, sondern innerafrikanisch-sprachlich betrachtet ein einigendes Band der Zusammengehörigkeit, da der schwarze Kontinent in unzählige, voneinander verschiedene Stammesdialekte zerfalle. In der Elfenbeinküste sind über 60 (nach Sprachen) Völkerschaften vorhanden.

„Kölsche Meß für Urjel, Tröt und Trumm"

Die „Deutsche Tagespost" berichtete von der geplanten Gestaltung eines Gottesdienstes, die man nur mit Empörung zur Kenntnis nehmen kann (23./24. Oktober 1981, S. 13, unter „Kommentar zum Kulturgeschehen"). Der Bericht beginnt:

Karneval, Kirche und kölsche Mundart gehören in der Domstadt zusammen. Kein Wunder also, daß anläßlich des 100jährigen Bestehens der „Großen Kölner Karnevalsgesellschaft" eine „Kölsche Meß für Urjel, Tröt un Trumm" zur Uraufführung in der Basilika St. Aposteln gelangt. Und das trotz eines „Kölsch-Erlasses" des Erzbischöflichen Generalvikariates vom Vorjahr, das damit Auswüchsen bei Gottesdiensten in der kölschen Mundart begegnete.

Einschränkend erfährt man, daß sich das Kölsch auf das Ordinarium der Messe beschränkt, während die Gebetstexte und die Predigt hochdeutsch gesprochen werden. Der Komponist heißt Werner Brock, und den Text schuf Ria Wordel, die aber die liturgischen Texte nicht wörtlich in den Kölner Dialekt übersetzt, sondern sie „nachempfindet":

Und so heißt das „Christus, erbarme dich" jetzt: Chreß, spetz de Uhren und han Erbärmden, Erbärmden met uns all. Do selvs wors ne ärme Minsch un weiß Bescheid. (Christus, spitz die Ohren und habe Erbarmen, Erbarmen mit uns allen. Du selber warst ein armer Mensch und weißt doch Bescheid.)" So sind Texte entstanden voller Bilder und mit Widerhaken, die zum Nachdenken anregen, weil sie noch nicht abgenützt sind vom täglichen Gebrauch.

So findet sich im Gloria bei der Stelle, die allgemein gebetet wird als „Du nimmst hinweg die Sünde der Welt, erbarme dich unser" Ria Wordels lebensnahe Fassung: „Mr han de Sünde opjesauch wie ennem Schwamm. Quetsch do se us, do levven Chreß, nemm alle Sünde fott und blos däm Düvvel jet. (Wir haben die Sünden aufgesaugt wie ein Schwamm. Quetsch du ihn aus, Christus, nimm alle Sünden weg und blas dem Teufel was.)"

Das Agnus Dei wird so „nachempfunden":

„Joddeslamm, kumm, loß jon! Nemm alle Sünde fott. Joddeslamm, loß uns nit ston! (Lamm Gottes, komm, mach schon! Nimm die Sünden fort! Lamm Gottes, laß uns nicht allein!)"

Man erfährt aus dem Artikel noch staunend folgende Einzelheiten: Zelebrant ist Weihbischof Dr. Augustinus Frotz — derselbe, von dem man bisher nur verständige Worte über Liturgie und Kirchenmusik vernahm, und der bei den neuen Gottesdienstversuchen feststellte, daß sie „auf eine immer größere Annäherung an profane gesellschaftliche Veranstaltungen zielen", daß „das Göttliche vernachlässigt wird" und alle diese Bemühungen nicht zum Heil führen, „wenn nicht mit Entschiedenheit das göttliche Element der Liturgie wieder deutlich ins Bewußtsein gerückt wird".[1] Ort der Zelebration ist die Basilika St. Aposteln in Köln, die berühmte romanische Kirche aus dem 12. Jahrhundert — dasselbe Gotteshaus, das eine Stätte intensiver Pflege des gregorianischen Chorals war und ist (früher unter dem bekannten Liturgiker Msgr. Prof. Dr. Theodor Schnitzler und jetzt unter seinem derzeitigen Pfarrer Msgr. Karl-Gunther Peusquens).

[1] Vgl. den Aufsatz: Augustinus Frotz, „Die Musica sacra in der heutigen Priesterausbildung" in der Festschrift für Johannes Overrath „In cantate et verbate", Saarbrücken 1975, S. 61. Vgl. auch seinen Aufsatz „Sinn und Bedeutung der musica sacra" in der Zeitschrift „musica sacra" 189. Jahrgang, Heft 2/1969, in dem es heißt: „Wir sollten Vorsicht üben, wenn es heißt: 'Was ist liturgieeilig? Nicht alles, was gemacht wird, ist bereits reif genug für unseren Gottesdienst, für die heilige Liturgie, zu mal und nur die Macht in der Liturgie, die sie charakterisiert."

Man liest ferner:

In diesen Texten, die in der Vertonung durch Werner Brock ihre künstlerische Vertiefung finden, zeigt sich zudem etwas, was die rheinische Frömmigkeit ausmacht, die bei den Kölnern besonders ausgeprägt ist; mit dem Herrgott ein wenig auf du und du zu stehen. Und von daher mag es verständlich sein, wenn der Musikwissenschaftler und Theologe Dr. Hermann-Josef Burbach nach dem Studium der Partitur meint: „Dem Rheinländer, vor allem dem Kölner, wird es beim Zuhören warm ums Herz werden, auch wenn ihm zwischendurch ein Schauer der Ehrfurcht über den Rücken läuft."

Bisher kannte man Pater Dr. Hermann-Josef Burbach als einen Streiter für die Sakralität des Gottesdienstes.[2] Wo sollen die „Schauer der Ehrfurcht" bei einer solchen Kumpanei gegenüber Gott herkommen? Ist der Ausspruch nur die Selbstbeschwichtigung des tiefer sitzenden Gefühls, daß hier eine Dimension der Haltung zu Gott mißachtet wurde?

Auch die Kirche kennt in ihren liturgischen Texten das vertrauliche Verhältnis zu Gott, der in Christus unser Bruder geworden ist. Aber welcher Unterschied in der Grundstimmung! Sie vergißt dabei nie, daß dieser Mensch Jesus gleichzeitig der erhabene Gott und Herrscher ist. Könnte man diese Gesänge in „Kölsch" mit plump-vertrauliche Diktion ohne Unbehagen in der Apsis einer unserer alten Kirchen singen, wo Christus in den Mosaikbildern in schauererregender Majestät dargestellt ist? In jeder echten Religion gibt es den Begriff des „Heiligen", das als das Numinose (als tremendum und fascinosum) den Menschen erschreckt und zugleich anzieht (Rudolf Otto). Ist dieser Aspekt in den oben angeführten Texten überhaupt noch vorhanden?[3] — Dann die Art, in der vom Teufel die Rede ist. Ist die Art der Aussage noch mit der Vorstellung von der personifizierten unheimlichen Macht des Bösen vereinbar, vor der die Heilige Schrift so eindringlich warnt?

Vor der Niederschrift dieses Kommentars wurde übrigens die Wirkung der vorgegebenen Beispiele auf Katholiken getestet. Ein großer Teil — vor allem der Jugendlichen — fand nichts dabei. Sie wissen ja schon nicht mehr, was das heilige Meßopfer ist, haben den nachkonziliaren Entsakralisierungsprozeß über sich ergehen lassen und bestätigen den Erfolg dieser systematisch betriebenen Beeinflussung. Andere nahmen aber Ärgernis — es waren namentlich die auch sonst religiös Interessierten —, sahen darin eine Verspottung des Glaubens und fühlten sich in ihrem religiösen Empfinden verletzt.

In der vorstehenden Kritik ist der Bericht in der Deutschen Tagespost als Ausgangspunkt genommen, obwohl wir durchaus mit der Möglichkeit rechnen, daß die Fakten nicht korrekt wiedergegeben sind, oder daß z. B. Weihbischof Frotz vorher über Einzelheiten der Gottesdienstgestaltung nicht informiert war und sie auch erst aus der Presse erfuhr. Es handelt sich aber immerhin um einen

[2] In einem anderen Zusammenhang — es ging um sog. Jazz-Messen — stellte übrigens Pater Josef Burbach richtig fest: „Es geht um den Geist, der aus solchen Experimenten spricht. Denn aus der bloßen guten Absicht und frommen Motiven sind nicht selten besonders zweifelhafte Blüten hervorgewachsen" (Liturgisches Leben 2/1966, S. 52).

[3] Der Artikel in der DT schließt mit folgenden Sätzen: „Und allen, die betrübten, statt 'Amen' Beifall in dieser Messe 'Maat' vorgesagt, ist an diesem Punkt alles sicher aber bleiben. Was aber hauptsächlich bleibt, ist vielleicht nur der Kummer, nicht zuletzt im Nachhinein über den Gottesdienst im Stück, daß Königs die Beter in die Kirche und die Gemeinde aber Zuschauer bringen. Und es wäre zu wünschen, daß 'Maat' den 'Maat' [illegible] bringt."

KNA-Bericht, der von einem Dr. Martin Thull unterzeichnet ist und der auch sicher noch von anderen Presseorganen übernommen wurde. Er wird von anderen als Vorwand genommen, in ähnlicher Form — und weiter im Sinne noch größerer Freizügigkeiten — „Gottesdienst" zu gestalten. Gibt es einen exzellenteren Präzedenzfall? Ein angesehener, als konservativ bekannter Weihbischof setzt sich großzügig über kürzlich erlassene Bestimmungen seiner eigenen Behörde hinweg und gibt dem Drängen von unten nach. Welcher Kaplan hat da noch den Mut, „päpstlicher sein zu wollen als der Papst" und den unausgegorenen Einfällen seiner Jugendlichen in bezug auf Gottesdienstgestaltung zu widerstehen mit einem hoffnungslos überalterten Erlaß von 1980?

Wir halten es deshalb für dringend nötig, daß auf demselben Wege eine Richtigstellung erfolgt, wenn der KNA-Bericht nicht den Tatsachen entsprechen sollte. Wir werden diese unseren Lesern dann gerne mitteilen.

A.T.

Atheistische Phantasielosigkeit

Die ärgerliche „arrogante Attitüde" klerikaler Reformer

So lauten die Schlagzeilen einer ausführlichen Rezension von Alfred Focke in der großen Wiener Zeitung „Die Presse" (17./18. Oktober 1981) über zwei kürzlich erschienene Bücher. Wir wollen hier nur kurz Bezug nehmen auf eines dieser Werke, das der Besprechung den Titel geliefert hat: Alfred Lorenzer: „Das Konzil der Buchhalter, die Zerstörung der Sinnlichkeit, eine Religionskritik", Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt a.M. 1981. Lorenzer hat allerdings eine andere Zielsetzung als wir: Er bezeichnet sich selbst als Atheisten und strebt daher keineswegs etwa eine Rückkehr zur alten Liturgie an. Er ist Professor für Psychoanalyse und Sozialisationstheorie an der Frankfurter Universität und beschreibt und deutet mit den Maßstäben seiner Fächer die Erscheinungen. Uns interessiert zunächst die Tatsache, daß einem breiten Publikum von ganz anderer Seite eine illusionslose Schilderung der nachkonziliaren Situation geboten wird. Wir bringen nur ein kurzes Zitat aus der Besprechung Fockes.

An gründlichen Untersuchungen zum Kirchenbau exemplifiziert Lorenzer, was er meint und was angerichtet wird. „Weder die Bilderstürmer der Reformation noch die der Revolutionen haben ähnlich systematisch Hand an den Sakralraum gelegt und sind dabei so bedenkenlos kaltblütig ans Werk gegangen ... Barbarei, die eigenmächtig ruiniert, was allen gehört". Die Kirchen werden ausgeräumt, umgewandelt zu Mehrzweckräumen, Klubräumen, Kinosälen und man übersiedelt in Turn- oder Versammlungssäle. Der Altar wird ausgestattet mit Arrangements, wie man sie von Podiumsdiskussionen und politischen Rednerpulten kennt.

Ganze Schichten des Volkes werden im Namen der neuen mitmenschlichen Liebe und Volksnähe beiseite geschoben, die Gemeinschaft im Namen der Gemeinschaft zerstört. Darüber hinaus wird das Volk noch kräftig ausgenommen für sogenannte „notwendige" Umbauten, die Millionen kosten und gar nicht notwendig sind, obwohl man gleichzeitig mit sozialem Augenaufschlag für Entwicklungshilfe plädiert.

Lorenzer verweist dann weiter auf das eigentlich Fragwürdige, das in letzter Konsequenz eben zur atheistischen Phantasielosigkeit führt: eine überhandnehmende Verbalisierung breitet sich auf Kosten der Riten und Symbole aus, die den Kult durch Katechese ersetzt. Die Verdrängung der sinnlich- unmittelbaren Symbolik durch politisch-praktisch gemeinte Schulung ist unverhohlen. Das Ritual tritt nun als Disziplinierungsübung in den Dienst der ideologischen Textvermittlung. „Es wird der Charakter der Darstellung von Grunderfahrungen menschlicher Lebensentwürfe ersetzt durch Welterklärungen und Einübung in ideologische Handlungsanweisungen ... Indoktrinierung. Pädagogisierung und Intellektualisierung schließen hier eine Allianz ... Abschaffung der präsentativen Symbolik und ihre Ersetzung durch eine didaktisch einfunktionalisierte Liturgie ... Ethisierung und intellektualisierende Zerstörung des Rituals und platt-lebensanweisende Zielsetzung."

Man könnte einwenden, die Ansichten eines Atheisten seien in diesem Falle nicht maßgebend. Aber war es nicht gerade die Absicht des Konzils, die Kirche auch für Andersdenkende anziehender und leuchtender zu machen? Wenn die Ergebnisse aber so sind, daß man sie nur mit verächtlicher Ironie behandelt, so ist dieses eine Ziel sicherlich verfehlt.

Zerstörung kirchlicher Kunstwerke infolge der Liturgiereform

Das folgende Zitat ist dem Buch „Der Dom zu Köln / Die bewegte Geschichte seiner Vollendung" von Adolf Klein, Wienand-Verlag, Köln 1980, S. 39 entnommen:

Es entbehrt nicht einer gewissen Selbstgerechtigkeit, wenn wir das Barockzeitalter wegen der Übertünchung der Chorbemalung und der Zerstörung des alten Sakramentshäuschens des Vandalismus zeihen. Auch das 19. Jahrhundert, dem wir die Vollendung des Domes verdanken, hat viel zerstört; u.a. die ganze Domumgebung mit den Kirchen St. Maria ad gradus und St. Johann Evangelist. Im 20. Jahrhundert haben dann die Bombengeschwader zivilisierter Völker auf sakrale Baudenkmäler ebensowenig Rücksicht genommen wie auf Wohnhäuser. Mitten im Frieden war es schließlich *die Kirche selbst,* die bei *Gelegenheit der Liturgiereform* zuließ, daß *Tausende von Hochaltären und Kommunionbänken* — darunter erlesene Kunstwerke *—der Spitzhacke oder dem Schneidbrenner zum Opfer fielen.* (Hervorhebung durch die Red. der UVK.)

Den schönen Dingen droht immer Zerstörung, und nicht selten handeln die Zerstörer im Namen des noch Schöneren.

Ökumenisches Gebet- und Gesangbuch

In einem Leserbrief in der Paderborner Kirchenzeitung „Der Dom" (Nr. 45, 8. 11. 81) nimmt Dr. Hugo Kramer, Gelsenkirchen, zu einem neuen fragwürdigen Unternehmen Stellung („Ein Präzedenzfall"):

Ich hatte gehofft, die Anregung des Altbischofs von Trier, Dr. Bernhard Stein, ein gemeinsames Gebet- und Gesangbuch für evangelische und katholische Christen zu schaffen, wäre mit dem Mantel der Liebe zugedeckt worden. Aber nun lese ich im DOM vom 11. Oktober 1981, daß Sie dieses Anliegen aufgegriffen haben und der H. H. Weihbischof Nordhues es sogar der Ständigen Gesangbuchkommission vortragen will.

Was kann dabei herauskommen? Wir haben einen Präzedenzfall im „Gotteslob in der Schule", Gebete und Lieder für evangelische und katholische Schüler, Verlag Bonifatius-Druckerei Paderborn. In den 200 Seiten dieser zwei Bändchen kommt nicht ein Gebet oder Lied zu Maria vor. Ja, als der katholische Herausgeber das „Gegrüßet seist du, Maria" einbringen wollte, drohte die evangelische Seite, das ganze Gemeinschaftswerk platzen zu lassen. So allergisch reagierten die Protestanten selbst gegen diesen biblischen Gruß an Maria. Um das gemeinsame Gebet- und Gesangbuch für Schüler in Gemeinschaftsschulen nicht zu gefährden, gaben die Katholiken nach. Ebensowenig gibt es in dem gemeinsamen Gebet- und Gesangbuch eine Heiligenverehrung oder Gebete bzw. Lieder zum eucharistischen Herrn.

Bischof Stein sagt mit Recht, daß Beten und Singen wichtiger ist als theologische Diskussionen. Aber auch gerade darum darf man das katholische Gebets- und Liedgut nicht aufgeben.

Mitteilungen

1. Diesem Heft liegt ein Inhaltsverzeichnis der Una-Voce-Korrespondenz für die Jahrgänge 1970-1980 bei. Es ist nach Autoren geordnet. Dieser mühevollen Arbeit hat sich Prof. Dr. Raphael von Rhein gewidmet. Ein nach Sachgebieten geordnetes Verzeichnis steht noch aus. Auch sind die fünf Jahrgänge der „Berliner Rundbriefe" (1965-1970), die der UVK vorausgingen, nicht erfaßt, obgleich sie zumeist denselben Umfang hatten wie die späteren Hefte und in ihren Beiträgen entscheidende Jahre der nachkonziliaren Entwicklung kritisch begleiteten. Wir hoffen, diese Aufgaben später nachzuholen.

2. Aus finanziellen Erwägungen haben wir die Seitenzahl des vorliegenden Heftes reduziert. Die folgende Nummer wird wieder einen stärkeren Umfang haben.

3. Das Heft erscheint wieder reichlich spät. Wir bitten um Entschuldigung. Da alle Mitarbeiter ehrenamtlich tätig sind, können sie wegen ihrer eigentlichen Berufspflichten die Texte oft nicht termingerecht liefern. Es ergeht den Publikationen in den anderen Ländern der Una-Voce-Föderation nicht besser. Aber auch wissenschaftliche Zeitschriften anderer Thematik, die auf freiwillige Beiträge angewiesen sind, erscheinen oft verspätet. Die angegebene Monatsfolge ist also mehr ein Ordnungsprinzip; die Aktualität der Berichte ist davon nicht betroffen.